Aloÿs
Gleich
Steing

Joseph Bauerschuberts

weiland Kaplan an der Marien-Kirche zu Fährbrück im Wirzburgischen

kurze

Volkspredigten

zum

Unterrichte und zur Erbauung

auf

alle Sonn- und Festtage

des

katholischen Kirchen-Jahres.

Fünfter Band.

Nach seinem Tode herausgegeben

von

Bernard Laubender

Kaplan zu Dettelbach in Franken, auch der Leipziger ökon. Gesellschaft Mitgliede.

Grätz,

gedruckt und verlegt bey Johann Andreas Kienreich.

1802.

Inhalt.

Seite

1. Am vierten Sonnt. des Advents.

über Joh. I. 23.

Was man zu thun habe, um bey sich den Sinn für die Lehre Jesu zu erwecken. 1

2. Am Sonnt. nach dem neuen Jahr.

über Matth. II 20.

Ein jeder Stand hat seine Unannehmlichkeiten und Beschwerden, aber auch seine Vortheile und Annehmlichkeiten. 14

3. Am Feste der Erscheinung des Herrn.

über Matth. II. 1 bis 12.

Von der Beschaffenheit und dem unglückseligen Zustande des Mißtrauischen. 23

4. Am ersten Sonnt. nach der Erscheinung des Herrn.

über Luk. II. 47.

Wenn etwas Gutes aus uns werden soll: so müssen wir schon in der Jugend den Grund dazu legen. 28

Inhalt.

Seite.

5. Am Sonnt. Septuagesima.

Über Matth. XX. 16.

Von der Pflicht der Genügsamkeit. 33

6. Am fünften Sonnt. in der Fasten.

über Joh. VIII. 46.

Von dem Glücke eines guten Gewissens. 41

7. Auf Maria Verkündigung.

Buch der Weisheit.

Von dem großen Werthe der Keuschheit, und den Mitteln, sie zu bewahren. 51

8. Auf einen Tag in der Bittwoche.

Psalm V. 13.

Was man zu thun habe, um sich des göttlichen Segens bey seinen Geschäften zu versichern. 65

9. An einem Tage in der Bittwoche.

über Matth. VI. 7.

Von der eigentlichen Beschaffenheit des Gebeths. 72

10. Bittpredigt.

über Joh. XVI. 23.

Von der Beschaffenheit und dem Werthe des Gebeths. 84

11. Predigt auf den Sonntag nach einem Bittage.

über Matth. VI. 7. 8.

Von dem Geiste, der Art und Weise und der rechten Zeit des Gebeths. 96

12. Auf den dritten Sonnt. nach Pfingsten.

über Luk. XV. 2.

Von der Beschaffenheit der großen Gefahr des geistlichen Stolzes. 107

Inhalt.

Seite.

13. Am siebenten Sonnt. nach Pfingsten.
Über Matth. VII. 15.
Von der Abscheulichkeit der Häucheley. 119

14. Am zehnten Sonnt. nach Pfingsten.
Über Luk. XVIII. 11.
Von der gütigen und nachsichtsvollen Beurtheilung unserer Nebenmenschen. 130

15. Am zwölften Sonnt. nach Pfingsten.
Über Luk. X. 25.
Wie immer eine Sünde die andere nach sich zu ziehen pflegt.* 145

16. Am fünfzehnten Sonnt. nach Pfingsten.
Über Luk. VII. 13.
Womit wir uns bey dem Tode geliebter Personen trösten und beruhigen können. 157

17. Am Feste der Geburt Mariä.
Über Luk. I. 68.
Nicht alle Ältern haben Ursach sich über die Geburt ihrer Kinder zu freuen. 168

18. Am Feste der Schutzengel.
Über Hebr. I. 14.
Wozu uns der Gedanke bewegen muß, daß Gott die Engel zu Schutzgeistern unserer Tugend bestimmt hat. 175

19. Eine andere Predigt auf das Schutzengelfest.
Über Matth. VI. 10.
Wie müssen wir gleich den Engeln Gottes Ehre und Absichten zu befördern suchen? 183

Seite.

20. Am Feste aller Heiligen.

Über Matth. V. 12.

Wir sollen unsere Pflicht zwar nicht um des Lohnes willen thun; aber wir dürfen uns doch bey starken Versuchungen zur treuen Erfüllung unserer Pflichten, durch die zu erwartende himmlische Belohnung ermuntern lassen. 192

21. Eine andere Predigt am Feste aller Heiligen.

Über Hebr. XII. 1.

Das Beyspiel so vieler Heiligen, die durch den Glauben an das Christenthum selig wurden, muß uns zur Nacheiferung erwecken. 205

22. Am vier und zwanzigsten Sonnt. nach Pfingsten.

Über Matth. VIII. 25.

Von dem rechten Vertrauen auf Gott. 212

Am vierten Sonntage des Advents.

Was man zu thun habe, um bey sich den Sinn für die Lehre Jesu zu erwecken.

Text.

Ich bin die Stimme, die aus der Wüste rufet: bereitet den Weg des Herrn, wie Isaias sprach. Joh. 1. V. 23.

So wie Johannes sich bey Jesu erkundigte, wer er sey? Ob man ihn für den kommenden Messias, oder nur für einen Propheten, oder für was man ihn sonst zu halten habe? Eben so fragten nun auch die Pharisäer bey dem Johannes an, wer denn er sey? Denn noch eher als Jesus, hatte Johannes viel Aufsehen unter dem Volke gemacht; auch hatte er schon manchen Anhänger, und weit in Israel umher erzählte man sich viel Rühmliches von seiner strengen Lebensart, von seinen nachdrücklichen Ermahnungen zur Besserung an das Volk, und von seiner Taufe, durch welche man sich als einen Schüler und Anhänger des Johannes bekannte.

Auf verschiedene Fragen antwortete der schlichte Mann allezeit Nein; aber zuletzt gab er eine Antwort, woraus die Pharisäer deutlich ab-

nehmen konnten, wer er sey, was er für ein Geschäft habe, in wie weit er mit dem Messias in Verbindung stehe, und für wen sie ihn also eigentlich zu halten hätten; nähmlich nicht zwar für den Messias selbst; der sey er nicht; aber er wolle sie aufmerksam machen auf denselben; er sey bereits schon unter ihnen erschienen, obwohl noch ungekannt; er stehe dem Messias weit nach, und suche sie des Messias, der nun bald unter ihnen auftreten werde, würdig zu machen; er wolle sie nun lehren, wie sie Christo bey sich Eingang verschaffen müßten.

Das ganze Geschäft Johannis, u. A.! war also kein anderes, als dem Heilande einstweilen vorzuarbeiten, damit er die Gemüther dieser Menschen desto offener und empfänglicher für seine Lehre finden möchte.

Und dieß veranlaßt mich, euch heute ebenfalls zu sagen: **Wie man der Lehre Jesu bey sich Eingang zu verschaffen streben müsse; wie man den Sinn für seine Religion, wenn man ihn bey sich, so zu sagen, erstickt hat, wieder in sich herstellen müsse.** Und da gibt es ungefähr drey Mittel. Diese sind: I. Hinwegräumung aller der Hindernisse, die Jesu Lehre bey uns keinen Eingang finden lassen; oder die uns abhalten, eifrige, getreue Verehrer Jesu und seines heilbringenden Evangeliums zu werden. II. Daß wir uns zugleich mit der Lehre Jesu und seines Evangeliums bekannt machen. III. Daß wir uns recht überzeugen, wie viel besser wir daran thun, und zwar in Rücksicht auf unsere eige-

ne Würde, in Rücksicht auf das Wohl unseres jetzigen Zustandes, und in Rücksicht auf die Zukunft, wenn wir uns lieber an die Lehre Jesu, als an die Forderungen unserer blinden Sinnlichkeit, an unsere Willkür, Laune und träge Unentschlossenheit und Gleichgültigkeit halten.

I.

Um bey sich der Lehre Jesu Eingang zu verschaffen, ist vor allen nothwendig, daß wir diejenigen Hindernisse wegräumen, die uns kaltsinnig gegen die Lehren des Christenthums machen. Die Hindernisse, wenigstens die wichtigsten, gab ich euch neulich an. Sie waren unsere Leidenschaften, unser Leichtsinn, die Rohheit unseres Gemüths oder verwilderte Gemüthsart.

Wem es nun im Ernste darum zu thun ist, ein wahrer Verehrer Jesu zu seyn, seinen Lehren Eingang und Nachdruck bey sich zu verschaffen, und mit ganzem Herzen jene Gottesverehrung zu umfassen, die in der Rechtschaffenheit der Gesinnungen und unserer Handlungsweise bestehet, der gebe sich vor allen Mühe, sich der Herrschaft seiner Leidenschaften zu entziehen. Der Wohllüstige lerne sich mäßigen, und bessere, edlere Vergnügungen kennen, als die uns die bloßen Sinne gewähren. Der Kampf mit seinen Lüsten ist zwar Anfangs mühevoll und unangenehm; allein ist er nur einmahl vollbracht, so ist er eine Quelle der beseligendsten Freuden. Der Habsüchtige lerne mit dem zufrieden seyn, was er hat, und sein ganzes Glück nicht in irdischen Gütern zu setzen. Der

Neidische, der Zornige, der Menschenfeind, lerne alle Menschen wie seine Brüder lieben; kurz, der Mensch halte seine Leidenschaften im Zügel; er lege seine bösen Gewohnheiten ab, meide die Gelegenheiten zur Sünde, meide alles, was ihn zur selbigen reitzen kann. Der Leidenschaftliche lasse sich nicht von seinen sinnlichen Trieben, sondern nur von seiner Vernunft leiten, die alles wohl überlegt, überall bedächtlich zu Werke geht. Der Leichtsinnige gewöhne sich an Ernst, an feste und ausdaurende Entschlossenheit, er handle immer so, daß er nicht bloß auf das Gegenwärtige allein, sondern auch auf die Zukunft sieht. Und der rohe und verwilderte Mensch lerne erst menschlich seyn, und lege seine Rohheit ab, durch Umgang mit Leuten von bessern Sitten, durch fleißiges Anhören und Beherzigen des Unterrichts in seinem Glauben. Wenn das alles geschehen ist, so sind die Hindernisse gehoben, die uns oft so taub gegen die Stimme des Evangeliums und unsere Vernunft machen. Wer dann diese Hindernisse bey sich überwunden hat, ist schon auf dem Wege, daß die Lehre Jesu bey ihm gute Wirkungen macht.

II.

Nur muß sich ein solcher zweytens, noch mit der Lehre Jesu und des Evangeliums so bekannt machen, als ihm möglich ist. Und da müßt ihr nur nicht denken, daß es genug sey, in der Jugend seinen Katechismus zu lernen, um dann schon genug zu wissen von dem, was die wichtig-

ste Angelegenheit unseres Lebens ist; ich meine die Religion, oder die Kenntniß von Gott, unserer Bestimmung und unsern Pflichten. Nein, das läßt sich nicht handwerksmäßig innerhalb einigen Jahren lernen. Wir müssen vielmehr unser ganzes Leben hindurch ja keine Gelegenheit versäumen, uns mit der Lehre Jesu immer bekannter zu machen; und sie immer mehr zu beherzigen.

Denn wir Menschen sind nun einmahl so; die besten Lehren und Ermahnungen wirken endlich nichts mehr bey uns, wenn sie uns nicht wieder aufs neue eingeprägt werden. Ein Sohn, dem sein Vater, so lange er in dessen väterlichen Hause war, die besten Lehren mitgab, wird endlich dieselben wieder aus dem Sinne verlieren, wenn er in Umstände kömmt, wo er nichts mehr von allem dem hört und sieht, was ihm der Vater Gutes gesagt hat.

III.

Drittens, müssen wir uns recht fest und deutlich überzeugen, wie viel besser wir daran thun, 1) in Rücksicht auf unsere eigene Menschenwürde, in Rücksicht auf das Wohl des jetzigen und künftigen Lebens, wenn wir in uns den Sinn für die Lehre des Evangeliums haben, und denselben allezeit bewahren, als wenn wir nur so in den Tag hinein leben, uns nur den Forderungen unserer blinden Sinnlichkeit überlassen. Der gottesvergessene, und folglich auch pflichtvergessene Mensch, dem es nie einfällt, sich selbst zu fragen, wer bin ich, wozu bin ich auf der Erde,

was soll aus mir werden? Der schon zufrieden ist, Nahrung zu haben, und etwa die Geschäfte zu Hause und auf dem Felde bestellt zu haben, übrigens aber von Recht und Unrecht, von Tugend und Lasterhaftigkeit, von Gottes Gebothe und Willen, wenig weiß, und sich noch weniger darum kümmert, und nur da keine Ohren zu hören hat, wenn von Gottes Wille und Absichten mit dem Menschen, von seiner allgütigen Weltregierung, von dem Unterschiede zwischen Tugend und Laster die Rede ist, der ist nicht viel mehr als die Thiere des Feldes. So ein Mensch kriecht gleichsam auf der Erde; denn für alles das, was über diese Erde hinaus geht, hat er weder Sinn noch Fassungsvermögen. Das heißt aber wohl, sich unter die Classe niedriger Geschöpfe herabwürdigen, das heißt sein Talent ungebraucht liegen lassen.

Aber wie sehr erhebt es im Gegentheile den Menschen, wenn er in seinem ganzen Betragen sich es merken läßt, daß er von dem Gedanken an Gott und Ewigkeit durchdrungen sey; daß er überzeugt sey mit Paulus, hier keine bleibende Stätte zu haben, daß ihm Gottes Wille über alles heilig und unverletzbar ist; daß er auf Zeit und Ewigkeit denkt, und sich dem großen Urbilde aller Vernunft, aller Heiligkeit und aller möglichen Vollkommenheit immer mehr zu nähern bemühet ist. Und welchen wichtigen Einfluß selbst auf die Ruhe und das Glück dieses Lebens hat nicht die treue Anhänglichkeit an Jesu Lehre und sein Evangelium für uns? Der Mensch, der Sinn für

die Lehren des Christenthums hat, und sein Christenthum nicht nur im Munde oder im Gedächtnisse, sondern im Herzen trägt, wandelt gleichsam immer unter den Augen Gottes; auf jedem rauhen oder sanften Pfade dieses Lebens sieht er den über sich, der alle Schicksale des Menschen leitet; da der Gottesvergessene und Leichtsinnige dem Steuermanne gleicht, der auf dem großen weiten Meere keinen Leitstern, keinen Hafen vor sich sieht, wo er anlanden könnte, und mithin gleichsam dem blinden Ungefähr überlassen ist.

Am Weihnachtsfeste.

Wie uns die Geburt Jesu bewegen muß, unserer Menschenwürde gemäß zu leben.

Text.

Sieh, ich verkünde euch große Freude, woran das ganze Volk Theil nehmen wird; denn heute ist euch in der Davidsstadt der Heiland geboren worden, der Herr und Messias. Luk. II. 5.

Der Engel hatte Recht, wenn er den Hirten sagte: er verkünde ihnen eine große Freude: denn

was hätte für die Menschheit erfreulicher seyn können, als daß der große Sohn Gottes, der Eingeborne des Vaters, der Liebling der Gottheit, der Herrlichkeit und Ehre mit dem ewigen Vater theilte, durch den die Welt geworden war, daß die unendliche Weisheit auf Erden erschien; und daß er in Menschengestalt erschien, um uns alle glücklich zu machen, uns den Willen seines Vaters zu verkündigen, und uns den Weg zu unserm Glücke zu zeigen. Das war die froheste und wichtigste Nachricht, die der Engel den Menschen hatte bringen können. Hätt er ihnen gesagt, es wäre ein großer Mann unter ihnen erschienen, der sie vom Joche der Römer befreyen, der die Juden zu Herren der Welt machen sollte; wäre das nicht viel weniger gewesen? Denn was ist irdisches Glück, Macht und Ansehen, gegen die frohe Versicherung, daß Gott der Vater aller Menschen sey, daß der Mensch glücklich werden soll für alle Ewigkeit, wenn er nur dem Willen Gottes nachleben will?

An diesem großen Glücke sollten nach der Aussage des Engels, alle Völker Theil nehmen. Also auch wir haben Ursache, uns zu freuen, daß Jesus zu uns gekommen ist, daß er unser Bruder und Freund wurde, und seine ewige Herrlichkeit bey dem Vater einstweilen gleichsam vergaß, um bey uns seyn zu können. O, wüßten wir doch das große Glück recht zu schätzen, daß ein Gottes Sohn so viel Liebe zu uns hatte, eben das zu werden, was wir sind, Menschen nähmlich;

der seinen himmlischen Glanz in die Hülle der Menschheit verbarg! Gewiß, wir müssen mehr Achtung gegen unsere vernünftige Natur haben, als wir gewöhnlich zeigen; wir müssen denken: wenn Gottes Sohn Mensch ward, so müssen wir würdige und vernünftige Menschen seyn, müssen unsere Menschheit nicht selbst an uns schänden.

Ich will euch daher kurz zeigen, wie wir mit Hinsicht auf die frohe Erscheinung, daß Jesus Mensch und also unser Bruder und Freund ward, Achtung gegen uns selbst haben, würdige Menschen und liebevolle Freunde Jesu seyn müssen.

Wenn wir in unserer Freundschaft einen Verwandten haben, der zu Ehren gekommen ist, und die Achtung vieler Menschen hat, so sind wir sehr darauf bedacht, ihm durch unsere Aufführung keine Unehre zu machen. Nun, wenn Jesus, der Gottes Sohn, ein Mitmensch geworden ist, wenn er einen ganzen menschlichen Lebenslauf vollbrachte, wenn er eben den Körper trug, den wir tragen; mit eben der Seele fühlte, mit der wir fühlen; eben die Schwachheiten an sich nahm, die wir haben, und uns in allem gleich wurde; o meine Freunde! wie sehr erhebt uns das; welcher Vorzug fällt auf uns zurück! Da muß also nun der Mensch wohl kein so verächtliches Geschöpf seyn; da muß er zu was Großem und Edlen bestimmt seyn, und was Gutes und Vortreffliches aus ihm werden können! Ja, allerdings, meine Freunde! das kann aus dem Menschen werden; denn wie liebenswürdig ist nicht eine gute und rechtschaffene

Seele in einem menschlichen Körper; welche gute und achtungswürdige Menschen gibts nicht unter uns, wenn sie auch selten sind, die durchaus nur rechtschaffen und edel handeln, gegen jeden redlich und gut gesinnt sind, und überall den besten Willen zeigen, und sich in allem mäßigen können, und ihre sinnlichen Begierden so gern der Forderung ihrer Vernunft und der Sittlichkeit aufopfern!

Aber wie viele thun auch das Gegentheil, und schänden ihre eigene Natur? Wie viele leben wie die Thiere des Feldes, ohne Vernunft? Wie viele lassen sich nicht von ihrer Vernunft, sondern von sinnlichen Trieben regieren? O, diese sind es nicht werth, daß Jesus ihr Bruder und Freund in Menschengestalt geworden ist! Laßt uns das nicht seyn, meine Freunde! machen wir unserm Heilande, der Mensch war, wie wir, keine Unehre! Leben wir so, daß er sich nicht zu schämen hat, unser Mitmensch geworden zu seyn; daß er nicht Ursache hat, bey seinem Vater einstens zu sagen, wenn wir vor ihm erscheinen: wirklich, ich kenne euch nicht.

Aber wie fangen wir das an? Wir sind Menschen, das heißt, wir sind eines Theils sinnliche, andern Theils aber auch vernünftige Wesen; Seele und Körper machen bey uns ein Ganzes aus. Wir sind also keine reine und unkörperliche Geister, sondern Geister, mit einem sinnlichen Leibe angethan. Sinnlichkeit und Vernunft sind unsere zwey Hauptkräfte. Wir müssen demnach Seele und Leib in Ehren halten, das heißt: unsere sinnlichen Neigungen unter die

Herrschaft der Vernunft bringen; wir müssen vernünftig leben; was uns unsere Vernunft sagt, muß mehr bey uns gelten, als was unordentliche Neigungen sagen; denn sonst sind wir unwürdige oder Halbmenschen. Wir müssen also vorerst unsere Körper nicht zu Werkzeugen der Sünde machen. Nicht so leben, als hätten wir keine vernünftige Seele, und der Körper wäre uns nur zu sinnlichen Vergnügungen gegeben, von denen man auf einmahl auf alle Weise Gebrauch machen müsse, gleichsam, als wenn dann alles mit uns aus, und sonst weiter nichts mit uns anzufangen wäre. Wer so lebt, verdient den Nahmen Mensch nicht; denn er verläugnet das, was ihn allein zum Menschen macht, seine eigene Vernunft. Er ist weniger als die Thiere des Feldes, die halten sich genau an die Triebe, die ihnen der Schöpfer eingepflanzt hat, und darüber gehen sie nicht hinaus.

Unvernünftige Thiere leben also recht eigentlich nach dem Willen Gottes; nur der Mensch lebt nicht darnach, der nicht von seiner eigenen Vernunft, wie er sollte, selbst regieret wird, sondern sich von sinnlichen Ausschweifungen hinreißen läßt.

Ihr also, die ihr in Lüsten lebt, die ihr euch jeder Ausschweifung überlaßt, ihr seyd keine würdigen Menschen; ihr seyd es nicht würdig, daß Jesus euer Mitmensch wurde.

Eurer muß sich der vortreffliche Gottmensch schämen, ihr schändet die menschliche Natur; denn nach eurem Betragen sollte man glauben, der

Mensch habe keine Vernunft. So betrug sich Jesus nicht, und er war auch Mensch. Er war kein Hasser unschuldiger Freuden, er freute sich gar wohl mit den Seinigen, aber diese Freude war edel und rechtschaffen, und selbst der ewige Vater im Himmel mußte sie billigen.

Jesus hatte als Mensch, Mäßigung gelernt; er sah gar wohl darauf, hier wird die Freude unerlaubt, hier wird sie unvernünftig, unsittlich, und so weit darf ich gehen, und weiter nicht. Ihr rachsüchtigen und zornigen Menschenfeinde! Ihr seyd keine würdigen Menschen, ihr verdient es nicht, daß Jesus mit euch in Gemeinschaft tritt; denn er war der liebevolle, sanfte Mensch, der überall Wohlwollen, ein brüderliches Herz und Bereitwilligkeit zu helfen zeigte, wo er nur konnte, der seinen Feinden verzieh, und sie wie Freunde behandelte.

Ihr Habsüchtigen, die ihr nichts wünschenswerther kennt, als zeitliche Güter, Reichthum, Ehre und Überfluß, ihr seyd keine würdigen Menschen, denn ihr bedenket nicht, daß ihr nicht bloß für das Zeitliche, sondern am meisten für die Ewigkeit geschaffen seyd. So machte es Jesus, den ihr mit keinem Rechte euern Bruder und Mitmenschen nennen könnt: denn er sagte, sein Reich sey nicht von dieser Erde; ihr aber scheint nur für diese Erde zu leben. Er empfahl zwar auch Arbeitsamkeit und fleißigen Erwerb, als etwas Gutes; aber das sollte dennoch immer ein Nebengeschäft, und nicht des Menschen einziges Ziel seyn, nach welchem er vorzüglich trachten sollte. Ihr

aber kennt keine bessern Güter, als die irdischen: ihr bedenkt nicht, daß man hier nicht deßwegen bloß zu leben, und sein Leben zu erhalten suchen müsse, um ein besseres Leben bey Gott zu verdienen.

Ihr Neidischen, Schadenfrohen und Hartherzigen, ihr seyd keine würdigen Menschen; euer Bruder und Freund kann und mag der göttliche Jesus nicht seyn, denn ihr seyd nicht gesinnt, wie er; nicht Menschenfreund, wie er, nicht mitleidig, wie er, nicht froh über fremdes Glück, wie er, und nicht betrübt über fremdes Unglück, wie er.

Ihr Betrieger und Diebe! Ihr seyd keine würdigen Menschen, Jesus kann euer Mitmensch nicht seyn, ihr dürft ihm unmöglich zur Seite stehen; denn er, der göttliche Jesus, bewies sich immer redlich gegen jeden; er ließ jedem das Seinige, und gab und verschaffte jedem das Seinige.

Wollen wir uns also rühmen, daß wir Menschen sind, wie Jesus es war: so müssen wir würdige Menschen, wie er, zu werden suchen.

Am Sonntage nach dem neuen Jahre.

Ein jeder Stand hat seine Unannehmlichkeiten und Beschwerden; aber auch seine Vortheile und Annehmlichkeiten.

Text.

Steh auf, und nimm das Kind und seine Mutter, und zieh hin in das Land Israel; denn diejenigen, die dem Kinde nach dem Leben stelleten, sind gestorben. Matth. II. 20.

So glänzend und erhaben die Würde und der Posten auch immer war, welchen der heilige Joseph und Maria bekleideten: so war er doch von so manchen Unannehmlichkeiten und Beschwernissen keineswegs frey; und das Vergnügen, welches sie genossen, wenn sie sich als die von Gott ausersehenen Werkzeuge betrachteten, wurde ihnen durch mannigfaltigen Kummer, Besorgniß und Angst nicht wenig verbittert Wie ängstlich mußten sie z B nicht besorgt seyn um das kostbare Leben des so theuern und vom Himmel ihnen anvertrauten Pfandes, gegen die Nachstellungen des arglistigen Königs Herodes zu schützen? Wie müssen sie nicht für das Leben dieses göttlichen Kindes gezittert haben, als die schreckliche Nachricht in ihren Ohren erscholl, Herodes strebe ihm nach

dem Leben! und wie sehr muß nicht ihr Herz geblutet haben, als sie das grausame Blutbad erfuhren, welches er unter den noch zarten und unschuldigen Kindern anrichten ließ, um bey diesem allgemeinen Blutbade das Kind Jesus nicht zu fehlen. Mit wie vielem Ungemach müssen sie nicht auf ihrer Hin- und Herreise aus Ägypten zu kämpfen gehabt haben? Wie mancher beunruhigender Zweifel muß nicht in ihnen aufgestiegen seyn, wenn sie die Niedrigkeit, Armuth, Schwachheit und Hülfebedürftigkeit dieses Kindes mit seiner unmittelbaren Abkunft, und mit dem großen Zwecke, zu dessen Ausführung er auf diese Erde gekommen war, nicht zusammen räumen konnten! Mit welcher Ängstlichkeit müssen sie nicht der Zukunft entgegen gesehen haben, die noch ganz dunkel für sie war. Wie muß nicht jedes Ungemach, jede Unbequemlichkeit, welche ihr zarter Jesus mit ihnen theilen mußte, ihre zärtlichen Herzen durchdrungen haben! Kurz, Andächtige! mit wie vielen Bitterkeiten war nicht das Vergnügen vermischt, welches ihnen sonst die Erziehung und der Umgang mit diesem Kinde, welches zu so großen Dingen bestimmt war, gewährte? Mit wie vielen Ungemach und Beschwernissen war nicht der hohe Posten, auf welchen sie Gott gestellt hatte, verbunden? und welch eine drückende Last war nicht zuweilen die glänzende Würde, welche sie bekleideten? Andächtige! diese Betrachtung der mannigfaltigen Beschwernisse und Unannehmlichkeiten, welche mit der so glänzenden und erhabenen Würde Josephs und Maria verbunden waren,

hat mich darauf geleitet, euch heute eine Wahrheit ins helle Licht zu setzen, welche zu unserer Beruhigung und Zufriedenheit mit unserm Zustande, sehr vieles beytragen kann; nähmlich, daß jede Lage, jeder Stand in der Welt seine ihm ganz eigenen Beschwernisse und Unannehmlichkeiten, jeder aber auch seine ihm ganz eigene Annehmlichkeiten und Vergnügungen habe, und daß, wenn man eines gegen das andere abwägt, die Menschen im Durchschnitte das nähmliche Maß von Glückseligkeit genießen. Ich verspreche mir dazu eure Aufmerksamkeit.

Abhandlung.

Nichts trifft man häufiger in der Welt an, als Leute, welche mit ihrem Stande unzufrieden sind: nichts hört man häufiger, als Klagen, in welche diese innere Unzufriedenheit von Zeit zu Zeit ausbricht; nichts hört man häufiger, als daß man andere Stände glücklich preist, und sie um diese Glückseligkeit, welche man in dem seinigen vermißt, beneidet. Der Landmann, der des Tages Last und Hitze trägt, der die Erde umwühlt, und ihr mit saurem Schweiße die Früchte abzwingt, womit er sich, seine Familie, und seine Obrigkeit nährt; dieser hält seinen Stand bey weitem für den beschwerlichsten auf Gottes Erde. Er glaubt, ihm sey allein das traurige Loos zugefallen, für die ganze übrige Welt zu arbeiten, während andere Leute mit nichts

nichts andern beschäftiget wären, als mit dem Genuß desjenigen, was er durch seine Mühe und Arbeit errungen hat; und weil nun die Landleute aus Erfahrung wissen, wie lästig zuweilen die Arbeit wird: so preisen sie alle jene Stände selig, wo man des vielen Arbeitens überhoben ist; wo man das Brot, welches man ißt, nicht mit seinem Schweiße benetzen muß. Welche Freude erfüllt deßwegen das Herz eines gutmüthigen Vaters und einer liebenden Mutter, wenn sie so glücklich sind, eines oder mehrere ihrer Kinder in einen nach ihrer Meinung so glücklichen Stand zu versetzen. — O, mit welchem Vergnügen und Entzücken sprechen sie nicht von dem übergroßen Glücke, daß ihren Kindern wiederfahren ist! — Die nähmliche Sprache führt der Handwerker, der Tage lang sitzen und arbeiten muß, um sich und die Seinigen oft nur kümmerlich zu nähren. Nun bin ich zwar keineswegs in Abrede, daß diese Stände nicht öfters mit recht vielen Beschwernissen zu kämpfen haben; ich läugne keineswegs, daß sehr oft Ungemach aller Art sie trifft, und ihnen das Leben verbittert. Allein, das muß ich ihnen doch zu Gemüthe führen, daß sie das viele Gute, welches in ihrem Zustande liegt, bey der Empfindung des Schlimmen übersehen, und nicht, wie sie doch thun sollen, auch mit in Anschlag bringen; und daß sie irriger Weise voraussetzen, andere Stände wären von allem Ungemach und Beschwernissen frey, weil sie nicht eben denselben, welche sie leiden, unterworfen sind. Unterdessen ist nichts unter den Menschen gewöhnlicher, als diese Selbst-

täuschung. Daher entsteht denn die Unzufriedenheit mit seinem Zustande; daher das Beneiden anderer Stände, daher das Bestreben, sich aus seinem Stande herauszuwinden, und in einen andern zu versetzen. Allein, diese Leute wissen nicht, was sie wünschen und begehren; sie gehen bey der Schätzung ihres und anderer Stände nicht unpartheyisch zu Werke; denn sonst müßten sie das Gute und Böse derselben genau berechnen. Nun aber bringen sie von ihrem Stande gewöhnlich nur das Schlimme, welches sie gegenwärtig fühlen, in Anschlag, von anderen Ständen aber nur das Gute, welches ihnen in die Sinne fällt; keineswegs aber auch das Schlimme, welches sehr oft hinter einer glänzenden Decke verborgen ist, welches aber nur derjenige kennt und fühlt, welcher sich selbst in diesem Stande befindet.

Ja Andächtige! könnten wir öfters einen Blick in die Herzen derjenigen thun, deren Glückseligkeit wir so oft beneiden; könnten wir da das Heer nagender Sorgen, die drückende Last von Geschäften, die brennende Sehnsucht unbefriedigter Begierden, den Aufruhr und das Toben der Leidenschaften erblicken: o, wie würden wir uns da unserer thörichten Wünsche schämen! Wie wenig würden wir in der Zukunft durch die noch so glänzende Außenseite uns blenden lassen, und wie innig würden wir überzeugt werden, daß jeder Stand seine ihm ganz eigenthümlichen Beschwernisse habe, und daß man gemeiniglich andere Stände deßwegen nur glücklicher schätze und prei-

se, weil man die jenen Ständen anklebenden Beschwernisse nicht so kennt und fühlt.

Ja, Andächtige! vom Fürsten und seinem Minister bis zum ärmsten Taglöhner herab, ist jedem Stande sein Maß von Arbeit, Beschwerlichkeit und Ungemach zugetheilt, und diese klagen über das Drückende ihres Standes eben so oft, als ihr; sie wünschen sich eben so oft von der Vorsehung in einen andern Stand gesetzt worden zu seyn, als ihr es wünscht.

Und eben so hat auch jeder Stand seine ihm ganz eigenthümlichen Freuden und Vergnügungen. Selbst die Arbeit, über deren Last der Landmann so oft klagt, ist für ihn eine Quelle des süßesten Vergnügens; denn je mehr man gearbeitet hat, desto süßer schmeckt das Brot, desto erquickender ist die Ruhe. Arbeit würzet ihm seine oft dürftige Kost, und sie läßt ihn oft mehr Geschmack daran finden, als dem reichen Schwelger alle Kunst seiner Köche nicht zu erkünsteln vermag. Arbeit und körperliche Bewegung trägt mehr zur Erhaltung und Befestigung der Gesundheit bey, als alle Arzneyen. Und gibt es wohl ein edleres, ein wünschenswertheres Gut auf Erden, als Gesundheit? Verlieren nicht alle Güter und Schätze dieser Erde mit dem Verluste der Gesundheit allen ihren Werth, und allen ihren anscheinenden Reitz für uns? Und nun, wer genießt die unschätzbare Wohlthat der Gesundheit mehr — ihr — oder jene vermeinten Glückseligen, welche ihr um ihre

anscheinende Glückseligkeit immerwährend beneidet? Ich frage euch — bedürfen wir zu unserer wahren Glückseligkeit dieses Erdenlebens wohl mehr, als feste ausdauernde Gesundheit, und bey dieser die Befriedigung unserer dringendsten Bedürfnisse? und so wir jene und diese haben, haben wir nicht hinreichende Ursache, zufrieden zu seyn — zufrieden zu seyn mit unserer Lage, mit unserem Berufe?

Legt nicht unsere heilige Religion uns diesen Sinn in das Herz, daß wir vollkommen beruhiget, getröstet und zufrieden seyn sollen, wenn wir das Nothdürftige besitzen? Mit Wenigem zufrieden leben, ist wahre Weisheit; und wer kann leichter im Besitze und Genusse dieser Weisheit seyn, als ihr, da euer Stand bey weitem jene Bedürfnisse nicht gebiert, als die sogenannten höheren Stände? — Wohl euch also Andächtige! daß ihr die meisten Dinge entbehren könnt, welche jenen zur Glückseligkeit dieses Lebens unentbehrlich sind!

Freylich haben die höheren Stände auch wieder ihre eigenen Freuden und Vergnügungen. So ist z. B. der erhabene Stand eines Regenten, gewiß mit vielen Sorgen und Unannehmlichkeiten verknüpft; allein welche Quelle des reinsten Vergnügens kann er sich eröffnen, wenn er die ihm anvertraute Macht zum Wohlthun anwendet, wenn er seine Unterthanen glücklich macht, wie vielen Segen und Dank kann er schon hier ernten! Das

nähmliche gilt auch von den Dienern des Fürsten, die zunächst um ihn sind, und welche ihn durch weise Rathschläge leiten. Auch diese können des Vergnügens, welches aus dem Bewußtseyn, andere glücklich gemacht zu haben, quillt, in einem größern Maße theilhaftig werden, als es ein anderer Privatmann kann, weil sie hierzu mehr Kräfte und Gelegenheiten haben, als er.

Betrachten wir den Stand der Gelehrten, welche ganze Nächte durchwachen, welche öfters ihre Gesundheit der Erforschung der Wahrheit aufopfern: so hat auch dieser seine ganz eigenen Vergnügungen; Vergnügungen welche sich derjenige nur vorstellen kann, der es aus Erfahrung weiß, wie wohl es einem ist, wenn man nach langem Suchen und Forschen endlich der Wahrheit auf die Spur kommt; wenn aus der langen Dunkelheit endlich ein Lichtstrahl hervorbricht, wenn wir einen Zweifel, der uns lange quälte, endlich auf eine befriedigende Art auflösen können. Kurz, Andächtige! wenn wir auch alle Stände in der Welt unpartheyisch prüfen: so ergibt es sich, daß jeder seine ihm eigene Beschwernissen und Leiden, und seine eigenen Annehmlichkeiten und Freuden mit sich führe; es ergibt sich, daß man in jedem Zustande vergnügt und zufrieden leben kann, wenn man nur vernünftig und weise genug ist, das Gute in demselben mit Weisheit zu genießen, und das Böse mit christlicher Geduld zu ertragen, und mit Vertrauen auf die allwaltende Vorsehung auszuharren.

Wollen wir demnach Andächtige! in dem Stande, in dem wir uns nicht durch Zufall befinden, ruhig und zufrieden leben: so prägen wir uns diese Wahrheit recht tief ins Herz. Wandelt uns auch zuweilen ein Mißvergnügen in unserer Lage, in unserem Stande an, und es erwacht in uns die Sehnsucht nach einem andern: so denken wir, daß wenn es der Vorsehung auch gefallen sollte, uns in diesen ersehnten Zustand zu versetzen, uns darin neue Leiden, neue Plagen, neue Quellen von Unzufriedenheiten, aber auch neue von Freuden und Vergnügungen geöffnet seyn, und fließen werden. Denken wir, daß wir bey diesem Tausche gewiß auf der einen Seite gewinnen würden, was wir auf der andern verlieren, und auf der andern verlieren würden, was wir auf jener gewinnen. Am Ende lassen wir uns einen solchen bloßen Umtausch — von Leiden mit Leiden — Freuden mit Freuden — Stoff zu unserer Überzeugung werden, daß in der Welt in keinem Stande vollkommen ungetrübte Ruhe, Freude und Glückseligkeit zu erwarten sey; ja, daß die Ruhe und das Glück des Menschen nicht sowohl von der Lage, in der er lebt, von dem Berufe und Stande, in den er von Gott gesetzt ist, als vielmehr von der Denk- und Handlungsart des Menschen selbst abhange. Nur der weise Christ lebt bey dem Wechsel des äußern Glücks ruhig und selig.

Am Feste der Erscheinung des Herrn.

Von der Beschaffenheit und dem unglückseligen Zustande des Mißtrauischen.

Text.

Kommt wieder zurück und sagt mirs, wenn ihr den jungen König gefunden habt, daß auch ich hingehe und vor ihm niederfalle, und ihm meine Ehrfurcht bezeige. Matth. II. 1 bis 12.

Herodes fürchtete sich seiner Krone, darum ahnete er gleich so viel Böses, als ihn die arabischen Sterndeuter fragten, wo der neue Judenkönig geboren sey, dessen Gestirn sie im Orient gesehen hatten.

So machen es alle mißtrauischen Leute, m. A.! die sich ihrer gerechten Sache nicht bewußt sind; gleich fürchten sie das Schlimmste, wenn sich nur von fern her eine Gefahr für sie zeigt. Wer seine Sachen nicht mit Recht hat, sagt ihr, dem schwindelts immer, es möge ihm nicht nach Wunsche gehen, oder es möge ihm was aufstoßen, was ihm nicht erwünscht seyn kann. Von dieser Menschenart war Herodes. Die Sterndeuter reden von einem neuen Judenkönig, dessen Stern bey seiner Geburt aufgegangen sey, und

nun denkt der furchtsame Fürst gleich bey sich: Ey, das mag wohl der seyn, der mich vertreiben wird; nun mags wohl um meine Herrschaft gethan seyn. Und nun gilts ihm, eine List zu erfinden, um den jungen König in der Geburt zu ersticken. Diese List liegt in den Worten: kommt wieder zurück, und sagt mirs, wenn ihr den jungen König gefunden habt, daß auch ich hingehe und vor ihm niederfalle, ihn meine Ehrfurcht bezeige. Denn bey den Morgenländern ist es noch heutiges Tags Sitte, daß man sich nicht etwa tief neiget, wie bey uns, wenn man Jemanden seine Ehrerbiethigkeit bezeigen will; sondern daß man niederfällt. Dieß gibt mir eine schöne Gelegenheit, m. A.! euch mit Wenigem etwas Nützliches zu sagen: **Was eigentlich Mißtrauen sey; wer mißtrauisch könne genennt werden, und wie unglücklich so ein Mißtrauen uns mache.**

I. Vorsicht, Klugheit, dürft ihr nur nicht mit mißtrauischem Wesen für einerley halten. Man kann recht vorsichtig und klug seyn, ohne mißtrauisch zu seyn. Daß man auf sich, auf die Umstände, in denen man ist, auf die Menschen, die um einen sind, acht gibt; daß man darauf merkt, wie sich die Umstände und die Sachen um uns ändern; wie die Leute um uns gegen uns gesinnt sind, daß man wohl rings um sich herum sieht, ob kein Feind auf uns lauere, daß man um sich her sieht, um seinen gegenwärtigen Zustand kennen zu lernen, um mit Wahrscheinlich-

keit zu berechnen, wie es in der Zukunft etwa werden möchte. Das ist Klugheit, das ist Vorsicht, m A.! und noch nicht Mißtrauen. Der Kluge und Vorsichtige fürchtet und hofft, und vermuthet nichts, ohne die Sache vorher bedächtlich überlegt, und immer hinreichende Gründe dazu zu haben. Aber beym mißtrauischen Wesen ists anders. Der Kluge und Vorsichtige hält die Menschen immer so lange für gut und wohlgesinnt, bis er mit hoher Wahrscheinlichkeit das Gegentheil zu denken genöthigt ist; er versieht sich immer von seinen Nebenmenschen des Besseren, und hofft und vermuthet immer das Beste, bis er vernünftiger Weise etwas Schlimmes fürchten zu müssen glaubt. Aber der Mißtrauische legt alles bös aus, ohne hinreichende Gründe dazu zu haben, ohne auch nur Wahrscheinlichkeit zu haben, daß die Sache so oder anders seyn möge. Jeder Umstand läßt ihn gleich das Schlimmste fürchten; jeder Schritt, den ein andrer thut, wenn er nicht gleich weiß, wo er hinzielt, erregt bey ihm Furcht und böse Ahnungen. Jeder Umstand ist ihm eine schlimme Vorbedeutung.

In einem Beyspiele will ich euch den Klugen und Vorsichtigen und den Mißtrauischen noch kenntlicher machen. Z. B. ein Hausvater ist klug und vorsichtig, wenn er sein Geld, und was er sonst hat, wohl verwahret; er argwöhnet nichts Böses dabey, er hält seine Hausleute alle für treu und redlich; aber dennoch, um klug und vorsichtig zu seyn, thut er, was ein kluger Hausvater thun muß. Aber ein mißtrauischer Hausvater fürchtet

schon, wenn er nur an sein Eigenthum und an seine Leute im Hause denkt. Er fürchtet den bloß möglichen Fall schon, es könne doch geschehen. Er hat gar keine Ursache, seine Leute für untreu zu halten, und vielleicht fällt es ihnen auch nie ein, fremde Sachen zu berühren, und dennoch verriegelt und verschließt der mißtrauische Mann alles, und es ist ihm so bange, als wenn ihm wirklich sein Eigenthum schon entwendet wäre. Das ist Mißtrauen. Also wenn man Böses fürchtet, ohne vernünftigen Grund zu haben, so ist man mißtrauisch; wenn man aber Böses fürchtet, mit Grund und hoher Wahrscheinlichkeit, und die Sache zu verhüthen sucht, so ist man klug und vorsichtig.

Herodes war mehr mißtrauisch, als vorsichtig und klug; denn er hatte noch keinen Grund, wenigstens keinen vernünftigen und hinreichenden Grund, zu fürchten, daß ein neu geborner Judenkönig ihn seiner Herrschaft berauben werde. 1) Wußte er noch nicht einmahl gewiß, ob ein solcher wirklich geboren sey: 2) was kann man von einem Kinde fürchten, das in so dürftigen und niedrigen Umständen geboren wird, wie Jesus es war. Also Herodes war mißtrauisch; und daher machte er sich so viele unnöthige Sorgen und Unruhe, und war daher sehr unglücklich, wie es jeder Mißtrauische ist.

II. Der Sorgen gibt es in diesem Leben ohnehin viele, und zwar lauter nöthige und nützliche Sorgen; wie beunruhigt muß nun vollends erst der seyn, der sich obendrein auch noch viele un-

nöthige Sorgen macht, wie der Mißtrauische, der die ganze Welt für bös hält, und sich von allen Menschen keines Guten versiehet. Jeden Tritt thut der Mißtrauische mit Furchtsamkeit, wachend und träumend stellt er sich Menschen vor, wie sie ihn zu betriegen, zu schaden und zu berauben suchen; und gleichwohl sind diese Menschen nur in seiner Einbildung vorhanden. Ein Mißtrauischer hat keinen einzigen Freund, oder wenn er einen hat: so schafft er sich auch diesen bald wieder von der Seite, weil er niemanden für gut halten kann, weil er alle Menschen für bösgesinnt hält; und bey jedem unbedeutenden Anlaß gleich Verdacht gegen jeden schöpft. So ist der Mißtrauische immer mit Geschäften und Sorgen überladen, weil er mit niemanden theilt, oder niemanden etwas übertragen will, aus Furcht, es möge ihm ein böser Streich gespielt werden. Der Mißtrauische ist von allen gehaßt, eben darum, weil er jeden Menschen durch sein mißtrauisches Wesen beleidigt: denn jeden kränkt es, wenn er sieht, daß jemand Mißtrauen in ihn setzt, das er nicht verdient. Und eben dadurch macht der Mißtrauische andere unredlich und übel gesinnt: denn ein redliches Herz, sagt man, findet wieder eines. Der Fall kömmt nicht so oft vor, wo ein anderer unsere Redlichkeit mißbraucht. Wenn die Menschen merken, daß wir redlich und offenherzig gegen sie sind, so gewinnen wir sie eben dadurch zu unserem Vortheile.

Am ersten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Wenn etwas Gutes aus uns werden soll, so müssen wir schon in der Jugend den Grund dazu legen.

Text.

Alle, die ihn hörten, erstaunten über seinen Verstand und seine Antworten. Luk. II. 47.

Es ist fast zum Sprichworte geworden: schon in der Jugend muß sichs zeigen, was aus einem werden soll. Und die Sache ist nicht ohne Grund, und bestätiget sich wirklich in der Erfahrung. Ein Mann, der etwas weiter sieht, und Menschen schon öfters beobachtet hat, betriegt sich gar selten, wenn er junge Leute vor sich hat, und einen jeden unter ihnen prophezeyt, was aus ihm werden soll. Wer z. B. in der Folge, in reifern Jahren arbeitsam, sparsam, verträglich werden soll, der zeigt es zum Theil schon in der Jugend. Von diesem jungen Menschen kann man sagen: aus ihm wird ein fleißiger, vernünftiger und verträglicher Nachbar werden. Von einem andern, der wird in der Folge ein ungeschlachter, zänkischer, unfriedsamer Mensch. Der wird gefällig, wohlwollend und bereitwillig zu helfen. Der wird ein Verschwender und Ausschweifender.

Jesus, m. A.! war von Gott gesandt, um Lehrer der Menschen zu werden, oder die Menschen besser, weiser und verständiger zu machen. Und nun kaum zwölf Jahr alt, sitzt er schon unter den jüdischen Lehrern, hört was sie reden, und fragt und antwortet, und gibt ihnen allerley Fragen aufzulösen.

So wahr ist es, m. A.! daß wir das in der Jugend schon im Kleinen sind, was einstens im Großen aus uns werden soll. Und so gewiß ist es auch, daß man, wenn man ein rechtschaffener, guter und pflichtliebender Mensch und Christ werden will, schon in der Jugend sich Mühe geben müsse, es zu werden. Und das will ich euch nun kürzlich zeigen; und euch, ihr jungen Leute, besonders zu eurer Beherzigung gesagt haben. Die Wahrheit, die ich euch jetzt vortragen will, ist also diese: **Wenn etwas Gutes aus uns werden soll, so müssen wir in der Jugend den Grund dazu legen; und was man in der Jugend versäumt, läßt sich nie wieder ganz gut machen.**

Jede Kunst, die man tüchtig und vollkommen lernen will, muß man schon in der Jugend üben. Wer es in irgend einer Wissenschaft, oder in einem Gewerbe, oder Profession, weit, und zur Vollkommenheit bringen will, der muß schon in der Jugend anfangen, die Sache zu treiben. Nun, m. A.! die Kunst, wohl und rechtschaffen zu leben, ist die schwerste und wichtigste Kunst. Die Kenntniß, wie man ein guter und rechtschaffener Mensch wird, ist die allerwichtigste Wissen-

schaft. Will man es also in der Kunst wohl zu leben, in der Fähigkeit, ein guter und würdiger Mensch zu seyn, in der Liebe zur Tugend und seiner Pflicht, in der Ordnung seines Lebens, nur zu einiger Vollkommenheit bringen, so muß man in der Jugend anfangen.

Nehmet nun Leute, wenn ihr deren kennet, die in ihrer Jugend unsittlich, ausschweifend, liederlich und pflichtvergessen waren. Was ist aus ihnen geworden? Haben sie sich im Mannesalter viel gebessert? O, gar selten. Sie sind da meistens noch viel schlimmer geworden. Im umgewandten Fall heißt es von ihnen: sie nahmen zu an Alter, wie an der Verdorbenheit, Sündhaftigkeit und Bosheit. Nicht wie es von unserm lieben Heilande heißt: er nahm zu an Jahren, Weisheit und Güte. Verschwender in der Jugend werden es im Alter noch mehr. Unordentliche und unenthaltsame Geschlechtsliebe bey Ledigen, gehet bey Verheiratheten in unvernünftige und unmäßige Wohllust, oder gar in Untreue gegen den einen Theil über; rüstige Zänker und Klopffechter werden im Mannsalter unverträgliche und rachsüchtige Nachbarn. Die Faulheit der Jugend zieht im Hauswesen, wenn ein solcher mit andern in Verbindung kömmt, sehr oft den Ruin einer ganzen Familie nach sich. Was man also in der Jugend ist, das bleibt man meistens im Alter. Was folgt nun daraus? Antwort: wenn also was Gutes aus uns werden soll: so müssen wir in der Jugend den Grund dazu legen; eben das, was ich gleich Anfangs sagte: Wenn Liebe zu Gott

und unsern Pflichten bey uns recht einwurzeln, Ordnung im Denken und Handeln, Treue und Rechtschaffenheit in unserm ganzen Wandel und Heilighaltung der Gebothe Gottes, die wir zum unverbrüchlichen Gesetze in unserm ganzen Leben machen müssen, uns recht zur andern Natur werden, bey uns eingreifen soll, so muß man in der Jugend schon sich bestreben, das alles zu seyn und zu thun.

Aus dem Menschen läßt sich nicht so leicht alles machen, was man an ihm zu haben wünscht. Wenn der Thon, aus dem der Töpfer sein Geschirr macht, noch weich ist, so kann er ihm eine Gestalt geben, welche er will; wenn aber der Leimen einmahl getrocknet und hart geworden ist, so kann er das Geschirr eher zertrümmern, als ihm eine andere Gestalt geben. Mit dem Menschen verhält sichs auch einigermaßen so. Wenn man in der Jugend, wo man für alles Gute und Böse so leicht empfänglich ist, einmahl starrsinnig geworden ist, wenn man da bösen Neigungen und Begierden nachhängt, es nicht lernt, das zu thun, was vernünftig ist, und was uns allein wahren Werth gibt, sondern nur darauf denkt, wie man diese oder jene sinnliche Begierde auf die beste Weise befriedigen könne: so bleibt man immer ein Sclave seiner Leidenschaften, man kennt kein höheres Gut, als sinnliche Vergnügungen, macht sich nichts aus Pflicht und Gehorsam gegen Gottes Gebothe.

Dann, m. A.! ist Rechtschaffenheit und Tugend keine Sache, die man ganz, wenn man eben

will, an sich bringen kann, wie man z. B. ein Kleid sich erwirbt. Wir bringen es im Leben nie so weit, daß uns nichts mehr zu thun übrig wäre, und wir sagen könnten: Nun ists genug, nun habe ichs erreicht das Ziel, nun bin ich vollkommen rechtschaffen und gut; sondern man kann immer besser und vollkommner und rechtschaffner werden, und nur der bringts in diesem Leben am weitesten, der jedes Jahr, jeden Tag dazu benutzt, um immer besser zu werden. Wer es aber einmahl versäumt hat, in der Jugend einen guten Grund zu legen, der wird es, so wie in allen Stücken, also auch in der Tugend, im Edel- und Gutgesinntseyn, und rechtschaffenen, erbaulichen Wandel, nie bis zur Untadelhaftigkeit nur, noch weniger bis zur wahren Vollkommenheit bringen. Darum laßt uns die Jugend gut benutzen, laßt uns da schon den Grund zu allem Guten legen!!

Am Sonntage Septuagesima.

Von der Pflicht der Genügsamkeit.

Text.

Die Ersten werden die Letzten, und die Letzten die Ersten seyn; denn viele sind berufen, aber wenige auserwählet. Matth. XX. 16.

Ihr habt nun, m. L.! die Parabel vom Herrn des Weingartens, von der Bestellung der Arbeiter in denselben zu verschiedenen Zeiten des Tags, und von der gleichen Austheilung des Lohns unter sie, gehört. Was meint ihr aber, daß Christus damit habe sagen wollen? Habt ihr wohl den Sinn derselben, und die Lehre, die darin liegt, begriffen? Sehet, das ist die Hauptsache, daß ihr wisset, was der Heiland damit sagen wollte. Es ist nicht genug, daß ihr euch bloß den Hergang gemerkt habt. Die Bedeutung will ich euch kurz sagen, und dann wollen wir auch sehen, was wir für uns daraus zu lernen haben.

Die ganze Parabel geht vorerst auf die Apostel und die Jünger Jesu, die Gehülfen desselben, und die Theilnehmer seines Amtes zur Belehrung der Menschen Ihr werdet euch erinnern, daß Christus die Menschen, die er bessern wollte, auch anderswo gern mit einem Weinberge verglich, der nun bearbeitet werden sollte,

damit er die Früchte bringen möchte. Sich nennt der Heiland einen Weinstock, und seine Jünger und die übrigen Verehrer nennt er die Reben. Die Arbeiter in dem Weinberge waren also vorerst Christus, und dann seine Gehülfen die Apostel, denen er das rühmliche Geschäft auftrug, mit ihm zu ziehen, und seine Lehren weiter auszubreiten. Seht, die Apostel kommen nicht auf einmahl zu gleicher Zeit zu ihm, sondern nur nach und nach schloßen sie sich erst an ihn an, der eine früher, der andere später; so waren Petrus und Andreas früher berufen und ihm gefolgt, als die Söhne Zebedäi. Nun hätte unter den Aposteln leicht ein Rangstreit entstehen können; der eine, der früher bey Jesus war, und ihm half, hätte vielleicht besser seyn wollen, als der, so später zu ihm gekommen war. Der eine hätte sich vielleicht mehr herausnehmen können, als die andern, der eine hätte Anspruch auf größere Belohnung machen können, als der andere; und das sollten sie doch nicht. Um ihnen das recht deutlich zu verstehen zu geben, so erzählte er ihnen die Parabel, und daraus mußten sie für sich diese Lehre ziehen: Wir sind alle einander gleich, einer von uns ist so gut, wie der andere, keiner ist berechtiget, mehr zu fordern, als der andere; wir müssen uns einander gleich halten, wir dürfen uns einander nicht beneiden; jeder von uns muß mit dem Lohne vorlieb nehmen, den wir von Gott erhalten werden.

Dann gehet dieses Gleichniß auch mit auf die übrigen Verehrer und Anhänger Jesu. Ihr

wisset es, die Juden wurden ehe mit Jesu bekannt, als die Heiden, und die Juden hatten es nur zu sehr in Gewohnheit, sich besser zu dünken, als die Heiden. Vielleicht eben auch darum, weil Jesus eher zu ihnen gekommen war, als zu den Heiden, und das sollten sie wieder nicht; das wurde ihnen nun eben durch diese Parabel gelehrt, mit welcher Jesus überhaupt so viel sagen wollte: es kommt nicht darauf an, ob man sich früher oder später zu meiner Lehre bekannt hat, oder wer früher oder später auf meine Seite getreten ist; deßwegen sind die Juden nicht besser, als die Heiden, weil ihnen das Reich Gottes eher verkündigt worden ist, als den Heiden, es kömmt da nicht auf die Zeit, sondern bloß darauf an, wie man meine Lehre befolgt; früher oder später thut nichts zur Sache. Wer auch später meine Lehre annimmt, und mir nachfolgt, kann vom Vater im Himmel eben den Lohn erwarten, als der früher ein Christ geworden ist, wenn nur der spätere Christ noch eifrig genug ist, in Befolgung meiner Lehren und Gebothe Nun, m. A.! wisset ihr also den Sinn von dem heutigen Gleichniß.

Was haben wir nun für Gutes daraus für uns zu lernen? — Etwa folgende drey Stücke: 1) Wir sollen andere nicht beneiden, wenn wir sehen, daß sie mehr haben, als wir, oder wenigstens eben so viel. 2) Wir sollen mit dem zufrieden seyn, was wir haben, und was uns Gott beschieden hat. 3) Wir

dürfen und sollen mit Gott nicht hadern, wenn er uns weniger gibt, als andern.

I. Wir sollen andere nicht beneiden. Die ersten Arbeiter im Weinberge waren ungehalten, daß die spätern auch so viel bekamen, als sie, und das war Neid; hier zeigen sie ein schalkhaft Auge, wie auch der Herr des Weinbergs ihnen vorwarf. Muß dein Auge deßwegen schalkhaft seyn, weil mein Wille gut ist? sagte er: dieser Vorwurf trifft nun jeden neidischen Menschen. Wer andere um ihres Guts willen beneidet, der hat ein schalkhaft Auge, denn dem Neidischen thut es im Herzen wehe, wenn er sieht, daß ein anderer eben so viel, oder noch mehr hat, als er. Die böse Gesinnung des neidischen Herzens sieht dem Neidischen gleichsam aus dem Auge: und der Neid m. A.! ist des Menschen, ist des Christen sehr unwürdig; er verträgt sich auf keine Weise mit dem Geiste des Evangeliums. Nach ihm sind wir ja Kinder eines Vaters — Glieder eines Leibes, wovon Christus das Oberhaupt ist; und wir sollten einander beneiden?

Unterdrückt doch also jede neidische Empfindung, sobald sie sich in eurem Herzen regt. Denn die Liebe verträgt sich nicht mit neidischen Gesinnungen, die Liebe eifert nicht, die Liebe zürnet nicht, die Liebe hadert nicht, die Liebe beneidet nicht, sagt Paulus in seinem Briefe an die Korinther.

II. Sollten wir mit dem zufrieden seyn, was uns Gott beschieden hat; dieß wird ganz

deutlich in der heutigen Parabel von Christo gelehret. Die Arbeiter, die am frühen Morgen schon angefangen hatten, waren nicht zufrieden mit dem Lohne, den sie gleich andern erhielten, die etwas später angefangen hatten, zu arbeiten; und forderten mehr. Darum sagte der Herr des Weinbergs zu ihnen: bin ich nicht so viel mit euch eins geworden, was verlangt ihr mehr? Hierin liegt eine schöne Warnung, daß man mit dem zufrieden seyn müsse, was man hat, viel oder wenig, mehr oder weniger. Freylich meine ich damit nicht, daß man, sobald man etwas im Besitze hat, weiter sonst nichts zu erwerben trachten dürfe. Nein, man soll vielmehr nach der Lehre des Evangeliums durch Fleiß und häusliche Wirthschaft, so viel sich zu erwerben suchen, als einem nur möglich ist. Es versteht sich aber von selbst, daß es auf dem Wege Rechtens geschehen müsse, ohne daß nähmlich ein anderer dadurch in seinen Rechten gekränkt und beleidiget werde. Was denn aber darüber geht, das soll man nicht wünschen und nicht suchen.

Wer es z. B. auch nur so weit gebracht hat, daß er sich und die Seinigen ehrlich ernähren kann, ohne sich eben einen Vorrath von Vermögen und Reichthum zurücklegen zu können, der soll mit dem zufrieden seyn. Wer nur drey Morgen oder Acker Feldes hat, soll nicht mehrere suchen, wenn es ihm unmöglich wird, mehr zu erwerben. Denn, m. A.! wessen Anordnung ist es denn, daß die Glücksgüter unter uns so verschieden vertheilt sind? kommt das vielleicht von ungefähr? Keineswegs!

dieß ist lediglich die Anordnung Gottes, der da mehr, dort weniger hingibt, wie es ihm gut dünkt. Unzufrieden seyn mit dem, was man hat, heißt so viel, als es besser einsehen und machen wollen, als es Gott der weiseste gewußt und gemacht hat. Und wer von uns wird so kühn seyn wollen, Gottes weiser Anordnung sich zu widersetzen?

III. **Wir sollen mit Gott nicht hadern, wenn er uns weniger gibt, als andern.** Es könnte zum Beyspiel jemand in Versuchung kommen, von Gott zu verlangen, daß er ihm mehr gebe als andern, darum, weil er gottesfürchtiger und gerechter sey, als andere. In der Welt z. B. geschieht es oft, daß der Faule mehr hat, als der Arbeitsame. Es gibt z. B. reiche Leute, vornehme Herren, die gar nicht das Geringste thun, was einem vernünftigen Menschen würdig und anständig ist, die wahre Taugenichtse sind; und doch haben sie alles im Überflusse. Ich will nun eben nicht sagen, daß diese Reichen und Vornehmen wohl daran thun, daß sie sich dem Nichtsthun überlassen; denn arbeitsam und geschäftig seyn auf eine nützliche Art, ist Pflicht für jeden, für den Fürsten, für den Beamten, für den Geistlichen so gut, wie für den Bauer. Aber nur das will ich sagen, ihr Arbeitsamen und Fleißigen, wenn euch euer Fleiß auch nicht so viel einträgt, als dem Faullenzer sein Nichtsthun: so seyd ihr deßwegen doch nicht befugt, mit Gott zu hadern, und bey euch zu denken: daß er euch mehr schuldig sey, als jenem. Der

Gedanke, wahrlich, ich verdiene mehr als jener; Gott muß mir mehr geben, als diesem; dieser Gedanke ist Sünde, und gottlose Anmaßung. Der Herr des Weinbergs verwies es den Arbeitern, die frühe ihr Tagewerk angefangen hatten, recht treffend, da sie mehr verlangten, als jene, die später angefangen hatten. Wenn der Reiche und Vornehme bey seinem Überflusse faullenzt: so wird ihm das sicher nicht ungestraft hingehen, es wird die Zeit schon kommen, wo der Herr Rechenschaft von dem Talent fordern wird, das er ihm anvertrauet hat. Und sicher werden die reichen Faullenzer vor Gottes Gericht nicht bestehen. Das überlaßt aber Gott, und fahret fort, euch nützlich und unverdrossen zu beschäftigen; eure Ernte kömmt nach, wenn ihr gleich auch hier nicht genug für euren Fleiß belohnt worden wäret. Der Herr wird an jenem Tage jedem das Seine geben. Wie jener Herr im Evangelio über seine Knechte, als er nach Hause kam, Gericht hielt, und sie über die Anwendung und Verwaltung seiner Güter zur Rechenschaft zog: so wird es Gott zu seiner Zeit auch machen. Und das sind nun nicht etwa bloß leere Einbildungen; nein, dieß können wir von der Güte und Gerechtigkeit Gottes gewiß erwarten. Entweder müßte kein Gott seyn, oder dieser Gott müßte nicht gerecht und heilig seyn, wenn er dem reichen Müßiggänger sein Nichtsthun wollte so hingehen lassen. Denn immer was Gutes und Nützliches thun, ist für jeden unerläßliche Schuldigkeit.

Es gibt freylich der Arten sich zu beschäftigen, gar viele; aber auf eine oder die andere Art muß man doch geschäftig seyn, so lange wir noch Kräfte haben. Der Fürst muß sich mit Regierungssorgen, mit allerley nützlichen Einrichtungen in seinem Lande beschäftigen, der Beamte mit Handhabung der Gerechtigkeit, Ordnung im gemeinen Wesen, und was sein Amt ferner mit sich bringt. Der Geistliche nicht etwa bloß mit Singen und Bethen, denn dieß ist jedermanns Pflicht, sondern mit dem Unterrichte des Volks, mit Aufrechthaltung der Sittlichkeit, mit Besorgung des äußern Gottesdienstes, und sich dazu durch Nachdenken und Studieren immer tüchtiger und vollkommner zu machen suchen.

Faßt also diese wenigen Erinnerungen recht zu Gemüthe, und zeigt es in eurem ganzen Sinn und Wandel, daß ihr sie recht wohl gefaßt habt, und immer würdiger werden wollet des Nahmens, den ihr führet, Christen zu seyn.

Am fünften Sonntage in der Fasten.

Von dem Glücke eines guten Gewissens.

Text.

Wer von euch kann mich einer Sünde beschuldigen? Joh. VIII. 46.

Eingang.

Der Streit zwischen Jesu und den Juden, unter denen die vornehmsten die Pharisäer und Schriftgelehrten waren, ward dieß Mahl sehr heftig geführt; wie ihr es auch schon aus dem abgelesenen Evangelio werdet gesehen haben. Die Juden fingen an auf Jesum zu schimpfen, der Heiland aber berief sich immer nur auf seinen Vater im Himmel, auf seine Sendung von ihm, auf die Wahrheit seiner Lehre, und auf seinen Lebenswandel. **Wer von euch kann mich einer Sünde beschuldigen?** und wieder, **ich rühme mich nicht selbst, sondern der Vater im Himmel ists, der mich ehret; der will mich auch von euch geehrt wissen; und deßwegen wird er euch richten.** Die Erbitterung der Juden wurde aber immer größer, und als er endlich gar sagte, er sey schon vor Abrahams Zeiten gewesen, unerachtet es noch nicht 50 Jahre wären, daß er in die Welt getreten sey; Abraham habe sich

seiner schon vor Jahrtausenden gefreuet: so war diese Rede für die Juden vollends ganz unerträglich; ist Jesus aus Nazareth, dachten sie, mehr als unser Vater Abraham und die Propheten? Nein, diese stolze Anmaßung glaubten sie an Jesu nicht ungeahndet hingehen lassen zu dürfen, Abrahams Ehre mußte gerochen werden. Sie griffen also nach Steinen, um sie auf Jesum zu werfen. Eine bey den Juden sehr gewöhnliche Art, sich an ihren Feinden zu rächen, oder ihren Zorn auszuüben. Dieß Mahl aber suchte Jesus seinem Tode noch auszuweichen, denn seine Leidensstunde war noch nicht da; er entfernte sich also schnell aus dem Tempel, und verbarg sich.

L. Z.! Ihr werdet es an Jesu gemerkt haben, mit welcher Herzhaftigkeit er den Juden unter die Augen trat, wie treffend und mit welchem Nachdrucke er den Lästerungen der Juden zu begegnen wußte, Schimpfworte mit Schimpfworten zu vergelten, war seine Sache nicht; so wehren sich nur Leute, die ihren Feinden nichts besseres entgegen zu setzen wissen. Jesus aber konnte sagen: wer von euch kann mich einer Sünde beschuldigen? Wer dieß mit Grunde sagen kann, der beschämt seinen Gegner am besten. Hierauf konnten auch die Juden weiter nichts antworten.

Wir sehen also an Jesu, m. A.! wie ungescheut man vor der Welt auftreten darf, wie man überall den geraden Weg fortgehen kann, wie

man es mit Bösen und Guten so sicher und immer mit Ehren aufnehmen kann, wenn man selbst ein gutes Gewissen hat. Das ist ein großer Vortheil im menschlichen Leben, den uns die Tugend und Rechtschaffenheit gewähret; die derjenige nur am besten zu schätzen weiß, der ihn entbehren muß. Ich zeige euch also, daß es außerordentlich gut und erfreulich sey, wenn man ein gutes Gewissen hat, sowohl wenn man es erstlich mit bösen Menschen, als auch, wenn man es zweytens mit guten zu thun hat.

I. Theil.

Man ist in Absicht seines guten Nahmens sehr übel daran, wenn man es mit bösen Menschen zu thun hat. Denn wer selbst schwarz ist, sucht auch andere gern schwarz zu machen, oder wer selbst keinen guten Ruf hat, der kümmert sich weiter auch nicht viel um die Ehre und den guten Ruf seiner Nebenmenschen. Ehrlose und böse Menschen suchen alles auf, um demjenigen, mit dem sie es zu thun haben, einen Flecken anzuhängen. Sie beobachten uns immer am schärfsten, sie erkundigen sich allenthalben nach unsern Lebensumständen. Selbst die Jugendgeschichte wird wieder hervorgesucht, um daraus etwas gegen uns aufbringen zu können.

Wenn es aber doch einmahl unvermeidlich ist, daß man auch manchmahl es mit Bösen zu thun bekömmt, o, wie wohl muß da nicht einem sein gutes Gewissen zu statten kommen! Wie herzhaft kann man da dem Bösen die Stirne biethen! Wie willkommen muß es einem seyn, wenn man mit Jesu sagen kann: **wer kann mich einer bösen That bezüchtigen?** Man braucht gerade kein Amt zu haben, wenn man sich in der That überzeugen will, wie gut es sey, selbst ein gutes Gewissen zu haben, wenn man mit bösen Menschen zu schaffen hat; der gemeinste Christ kann in diesen Fall kommen. Hat nicht jeder sein Eigenthum, wenn es auch noch so gering ist? Ist nicht jedem seine Ehre lieb? Und wer ist versichert, daß ihn niemand darin jemahls beeinträchtigen werde. Hat nicht selbst der gemeinste Christ die Pflicht auf sich, seinen Mitmenschen, wenn er Böses von ihm sieht, darüber zu warnen? Alles hingehen lassen, was wir um uns herum bemerken, sey es auch noch so böse, ist pflichtwidrig, ist gegen die Vorschrift Jesu. **Wenn der Bruder fehlt, so weise ihn erst freundschaftlich zurecht, zum ersten, zum zweyten Mahl, und erst zum dritten Mahle sollst du es der Gemeinde, oder dem Vorsteher kund thun.** Gleichgültig seyn gegen alles Böse, könnte man es auch mit Händen greifen, ist eben so viel, als gleichgültig seyn gegen Recht und Unrecht, gegen Gottes Willen, ist eben so viel, als selbst böse und verdorben seyn. So wahr ist es also, daß der ge-

meinste Christ in den Fall kommen kann, wo er es mit bösen Menschen aufnehmen muß.

Wie übel ist es alsdann, wenn uns die nähmliche Schuld drückt, die man an andern rügen will, oder wenn man nicht selbst der guten Sache seines Gewissens sich bewußt, andern ihr Unrecht verweisen oder zurücktreiben will. Beobachtet nur einmahl Menschen die selbst kein gutes Gewissen haben, wenn sie es mit Bösen zu thun haben; in welcher Verlegenheit sind sie nicht! wie sie sich drehen und wenden, um ihrem Gegner nicht in die Hände zu fallen! Das ängstliche Wesen sieht man aus jeder Miene; wie sie ihre Reden so behuthsam stellen, wie sie manches wieder zurück nehmen, wenn sie merken, daß ihr Gegner wider sie in Harnisch kömmt! Oft wagen sie nur einen versteckten Angriff, oder greifen nicht selbst an, ziehen andere mit ins Spiel, geben andern die Waffen in die Hände, um für sie zu streiten, und lassen so manche geheime Miene springen, um ihre Absicht zu erreichen, ohne jedoch selbst Schaden dabey zu leiden. O! es ist eine böse Sache um ein böses Gewissen, besonders wenn man es mit Bösen zu thun hat.

Dagegen aber, wie sicher und voll Vertrauen auf sich selbsten, kann man auftreten, wenn man mit dem Heilande sagen kann: **Wer unter euch kann mir eine böse That vorwerfen?** Da hält man sich blos an Recht und Billigkeit, wenn man mit den Bösgesinnten in Streit kömmt,

Man braucht nicht furchtsam um sich her zu sehen, ob nicht etwa irgend woher Vorwürfe uns treffen könnten. Man hat keinen andern nöthig, um seine gerechte Sache durchzusetzen; denn man kann schuldlos mit der offensten Stirne vor der ganzen Welt auftreten. Man handelt und spricht auch selbst dann mit mehr Nachdruck, wenn man ein freyes Gewissen hat. Denn dieses Gewissen in uns, das uns so unaufhörlich richtet, und nie ganz sich bey uns zum Schweigen bringen läßt, hat sicher den größten Einfluß auf unsere übrige Gesinnung und Handlungsweise. Der Böse ist so schon immer etwas furchtsam, schleichend, unbeständig, er hat keinen festen Gang in allen seinem Thun; denn bey ihm kömmt es gar oft erst auf gar vielerley Nebenumstände an, ob er so oder anders handeln soll. Und man glaubt nicht, wie oft schon dieses den Bösen zurückschreckt, wenn er einen rechtschaffenen Mann vor sich sieht, mit dem er es zu thun hat. Es ist gewiß, so wenig oft böse Menschen sich, selbst auf Rechtschaffenheit des Lebens verstehen; so fremd ihnen dieser Vorzug des Menschen ist: so fühlen sie doch auch wider ihren Willen, eine geheime Achtung gegen den guten und rechtschaffenen Mann; ein heiliger Schauer fährt ihnen durchs Herz, wenn sie einen rechtschaffenen und gutgesinnten Menschen vor sich zu sehen glauben; vielleicht daß sie den großen Abstand merken, der zwischen ihnen und zwischen jenem ist, mit dem sie es zu thun haben, und dessen edle und gute Gesinnung Eindruck auf sie macht. Ein alter Weiser sagt: die Tugend gewinnt uns

Achtung und Liebe auch bey unsern Feinden, auch bey den Bösen.

Sehet also, so viel Vortheil hat der Gute vor sich, wenn er es mit dem Bösen zu thun hat. Der Böse tritt schon furchtsam und mit einer gewissen Achtung vor ihm auf. Dann spricht und handelt der Gute mit mehr Nachdruck und Wirkung, als es der Böse je kann. Der Gute hält sich nur an sein Recht, an Tugend, daß ist seine Schutzwehre, und das ist, m. A.! die beste Schutzwehre. Recht kann wohl auf eine Zeit lang gedrückt, aber nicht unterdrückt werden; zu seiner Zeit bekömmt auch das gedrückte Recht seinen Retter und Vertheidiger.

Der Schuldlose mit reinem Gewissen, schlägt nur den geraden Weg ein, er nimmt es selbst mit seinem Feinde auf; denn er hat Recht und Tugend auf seiner Seite; was kann uns mehr Stärke geben, als diese? Mit dem Schwerte der Gerechtigkeit und mit dem Panzer der Tugend angethan, sagt Paulus, können wir die feurigsten Pfeile des gefährlichsten Feindes auslöschen und unwirksam machen. So sehr uns aber das gute Gewissen da zu statten kömmt, wo wir es mit Bösen zu thun haben: eben so willkommen ist es auch für uns, wenn wir es mit Menschen überhaupt und auch mit guten zu thun haben.

II. Th. Der Mann von gutem Gewissen meint es mit jedem redlich. Er verabscheut

jeden Betrug, jede Ungerechtigkeit. Er hilft gern wo er kann. Sein ganzer Sinn und sein Thun ist Geradheit. Verstellung ist ihm über alles gehässig. Darum ist auch jeder so einem Menschen gut, jeder achtet und schätzt ihn.

Wie wohl wird es daher auch so einem Menschen von gutem Gewissen seyn, wenn er es mit seinem Nebenmenschen, der auch nichts weniger als böse ist, zu thun bekömmt; denn man hat es nicht immer mit Bösen, sondern auch manch Mahl mit Guten zu thun. Es wäre sehr übel, wenn man es nur immer mit Bösen zu thun hätte; da müßte die Welt sehr böse seyn. Z. B. der Hausherr hat es hier und da mit seinen Dienstbothen zu thun. Ich meine nicht gerade, daß er mit ihnen zanken und streiten muß, sondern nur, er muß ihnen so manche Erinnerung geben, muß sie über gewisse Arbeiten, über diese oder jene Ordnung im Hause, verständigen. Der Hausherr verlangt z. B. von den Dienstbothen, daß sie um diese Zeit zu Hause bleiben möchten. Glaubt ihr nicht, daß ein Wort von einem rechtschaffenen Manne gesagt, mehr fruchten werde, als tausend von einem andern, der selbst in bösem Rufe steht? Es ist gar kein Zweifel, daß andere sich viel lieber nach unsern Anordnungen, nach unsern gerechten Wünschen bequemen werden, wenn sie an uns selbst Rechtschaffenheit und guten Wandel bemerken. Einem guten Menschen lebt man viel lieber zu Gefallen, als einem bösen. Glaubt ihr nicht, daß ein Vater an seinen Kindern mehr Freude erleben werde, wenn er selbst rechtschaffen

fen ist? Werden sie ihm nicht viel lieber folgen, und überhaupt, wird nicht mehr Ordnung, Einigkeit, Fleiß im Hause seyn, wenn der Vater des Hauses sich nur lauter guter und lobenswürdiger Absichten bewußt ist, als wenn er sich selbst seine eigene Schuld nicht verhehlen kann, weil ihn sein eigenes Gewissen immer daran erinnert?

Hat man es mit andern, außer dem Hause, zu thun; wie viel besser muß es da in jeder Rücksicht gehen, wenn man selbst ein schuldloses Gewissen hat! Wie viel leichter wird man jeden Streit beylegen, denn nach einem rechtschaffenen Manne fügt man sich viel lieber, als nach einem ungerechten, zanksüchtigen! Wie viel Verdruß wird man sich bey einem guten Gewissen ersparen! Man lebt mit andern in Friede; denn ein gutes Gewissen liebt immer den Frieden. Der Rechtschaffene ist genügsam; er erwirbt sich zwar gern etwas, aber nicht anders, als durch seinen Fleiß, durch seinen Verdienst, und was ihm etwa noch fehlt, das verlangt er nicht; er läßt jedem das Seinige, und auch andere lassen ihm was er hat.

O! ein Rechtschaffener lebt immer so gut mit andern, daß ihn wirklich der Böse wegen seines Glückes beneiden sollte. Wenn man ein gutes, schuldloses Herz hat: so ist man immer verträglich mit andern, man ist heiter und froh, und jeder sieht es einem aus dem Auge, wie gut man es mit jeden Menschen meint. Und was ist die Folge davon? Man wird auch von andern geliebt und geehrt. Der Böse aber, den sein eigenes Herz quält, und sein Gewissen foltert, der ist meistens

mürrisch, zänkisch, er sieht immer mit scheelen Augen auf andere hin. Davon kann man sich überzeugen, wenn man in die Kerkerstuben der Bösewichter geht. Da betrachte man nur die verzerrten Gesichter. Das böse Herz schielt aus dem verruchten Menschen mit jeder Miene. Aber wie sanft dagegen ist das frohe Lächeln der Unschuld! Welche Heiterkeit verbreitet ein schuldloses Herz auf diesem Gesichte! Dann ist es auch nicht Wunder, wenn man bey einem guten Gewissen mit aller Welt in Friede lebt, wenn sich andere ganz nach unsern Willen fügen, wenn man mit jedem, mit dem man es zu thun hat, sich leicht vergleichen kann, ohne dabey eben zu kurz zu kommen.

Befleißiget euch also, m. l. Z! eines guten Gewissens, dann werdet ihr euch davon überzeugen, wie wahr das ist, was ich euch so eben gesagt habe: daß dieß gute Gewissen einem außerordentlich zu Gute kömmt, man mag es mit bösen oder mit guten Menschen zu thun haben. Sagen zu können mit dem Heilande: wer kann mich einer Sünde beschuldigen? sollte jedem die größte Angelegenheit seines Lebens seyn. Es würde ihm nie gereuen, jetzt und ewig würde er es erfahren, daß uns auf der großen, weiten Erde nichts glücklicher, nichts zufriedener macht, als ein gutes Gewissen, denn das weicht nie von uns; das lebt, das stirbt mit uns, und das nehmen wir in die Ewigkeit hinüber, wo alles übrige sonst zurückbleiben muß.

Auf Maria Verkündigung.

Von dem großen Werthe der Keuschheit und den Mitteln, sie zu erhalten und zu bewahren.

Text.

O, wie köstlich ist ein keusches Geschlecht, unsterblich ist sein Ruhm, es ist bey Gott und Menschen in Ehren. Buch der Weisheit IV. 1.

Was uns das heutige Evangelium von Maria erzählet, das muß uns freylich den vortheilhaftesten Begriff von ihr beybringen; das muß uns Achtung und Verehrung gegen diese Person einflößen. Ihr ganzes Betragen gegen den zu ihr nahenden Engel in Jünglingsgestalt, ist Beweis, daß sie eine unschuldige, keusche, eine fromme Jungfrau war. Überlegts nur einmahl selbst, m. A.! was das Evangelium alles von ihr sagt. Ein Engel kommt zur Maria, oder vielmehr zu einer Jungfrau, die Maria heißt. Wo Engel hingehen, da muß es doch wohl Engelrein seyn. Als der Engel zu Maria kommt: so trifft er sie im Innersten ihres Hauses ganz allein, wachend, bethend und arbeitend an. Wie könnten Müßiggänger, Schläfer und Herumschwärmer keusche Leute seyn? Maria erschrickt beym Anblicke des himmlischen Jünglings. Auch der reiche Geitzhals erschrickt,

wenn ihn der Dieb bey seinem Gelde ertappt. Denn wo solches Erschrecken ist, da pflegt immer das Herz an irgend etwas zu hängen, das sein Liebstes, das ihm so zu sagen, sein Schatz ist. Die Unschuld des Herzens war Maria größter Schatz; darum erschrak sie denn nun auch, weil Unschuld der große Schatz ihres Herzens war. Wenn Jünglinge den Jungfrauen sich nähern, ohne daß diese erschrecken und zurückbeben: so ists immer ein Beweis, daß sie den köstlichen Schatz, die Reinigkeit ihres Herzens nicht mehr haben. Wo ein Schatz ist, da ist Erschrecken beym Annähern desjenigen, der ihn uns etwa rauben könnte. Mit der sanftesten Stimme spricht der Engel zur Maria den lieblichsten Gruß: sey gegrüßt, du Gnadenvolle, der Herr ist mit dir, du bist unter den Weibern gebenedeyet. Maria schlägt die Augen nieder, und trauet dieser süßen Sprache nicht, denn wie oft ist nicht Gift unter Süßigkeit verborgen! Welche Klugheit, welche Vorsicht! Eva trauete einst der süßen Rede der betriegerischen Schlange, und ihr thörichtes Zutrauen trug ihr nichts geringeres als Sünde, Elend und Tod ein. Denkt daran ihr Jungfrauen — und ihr Weiber: es ist Gift unter der Süßigkeit verborgen, die euch eure Verführer anbiethen! — Maria sey euch Muster — Eva sey euch eine Warnung. Der Engel rettete Maria aus ihrer Verlegenheit, indem er zu ihr sprach: Fürchte dich nicht Maria, du hast Gnade bey Gott gefunden! Sieh, du wirst einen Sohn gebären, dem du den Nahmen Jesu geben sollst. Allein, Maria

traut noch nicht. Wie soll das zugehen, spricht sie zum Engel, da ich noch keinen Mann erkannt habe? — Leichtglaubigkeit ist das Grab der Unschuld. Gegen diese Leichtglaubigkeit warnte auch Jesus einst das Volk: wenn sie euch dieß oder jenes sagen — er meinte die Pharisäer, so glaubts nicht; denn sie sagen viel, halten aber wenig. Merkt euch diesen Spruch, ihr Jungfrauen, er bewahret euch gegen alle Verführer und Betrieger. Der Engel bewies der Maria, wie es möglich sey, daß sie ohne Mann Mutter werden könne. Wer andern etwas glaubend machen will, der soll es immer mit Gründen thun, damit des andern Gewissen nicht beschwert werde. Als sie die Beweise angehört, und gut gefunden hatte — so sprach sie: siehe, ich bin eine Dienerinn des Herrn, mir geschehe, wie du gesagt hast. Dem geprüften Freunde, der es aufrichtig und redlich meint, dem soll jeder trauen. Gott ist der geprüfteste, Gott ist der redlichste Freund, ihm sollen wir alle trauen, und dieß gränzenlose Vertrauen auf Gott, ist die Krone der christlichen Frömmigkeit.

Wie wahr ists also, meine Christen! was ich Anfangs sagte: alles, was das Evangelium von Maria uns erzählet, ist ganz dazu gemacht, uns die größte Achtung und die tiefste Verehrung gegen sie einzuflößen! Allein, sollte das schöne musterhafte Betragen Mariens nicht noch mehr thun? Sollte es uns nicht fühlen lassen, daß diese Tugenden allesammt, jede für sich, ihren eigenen

Reitz, ihre eigene Schönheit habe? Sollte es uns nicht sagen, daß die Tugend allein den Menschen achtungswürdig mache? daß wir also um ihrer selbst willen, ihr nachstreben müssen? Könnte Maria uns so werth, so verehrungswürdig seyn, wenn sie nicht mit dem Nahmen einer Jungfrau, auch die jungfräuliche Reinigkeit und Keuschheit besessen hätte? — Euer eigenes Gefühl sagt Nein! Ich behaupte daher: **Die Tugend der jungfräulichen Reinigkeit und Keuschheit ist eine köstliche Tugend Ihren köstlichen Werth zeige ich euch im 1sten Theile. Sie zu erhalten und zu bewahren, muß daher aller Menschen Sorge seyn, im 2ten Theil.**

Reineste aller Reinen, Keuscheste aller Keuschen! Möchte mein Herz und mein Mund so rein, so keusch seyn, wie dein Herz, dein Mund waren, um die dir so theuere, so köstliche Tugend, den hier versammelten Christen, deinen Pflegkindern, nach Würden empfehlen zu können. Doch, was mir mangelt, das ersetze dein schönes Beyspiel!

Erster Theil.

Es war einmahl eine Zeit, wo keusche Jünglinge und Jungfrauen die größte Seltenheit auf Gottes Erdboden waren. Es war dieß die Zeit vor Entstehung des Christenthums, wo der Verfall der Religion bis auf die niedrigsten Volksclassen herabgedrungen war. Religionsverfall hat

immer den Verfall guter Sitten in seinem Gefolge. Die allgemein überhandgenommene Unkeuschheit war also damahls eine Folge des tiefen Verfalls der Religion. Sagen wollen, daß diese unselige Zeit, von der ich sprach, wieder zurückgekehrt sey; sagen wollen, daß jetzt, wie ehemahls, keusche Jünglinge und Jungfrauen die größte Seltenheit seyn, wäre allerdings zu viel gesagt; hieße mit Ungerechtigkeit die Beschaffenheit unserer Zeiten würdigen. Denn ich, für meine Person, kenne noch so manchen keuschen Jüngling, so manche keusche Jungfrau, noch so manchen keuschen Ehemann und Eheweib; sie sind oft im Stillen der Gegenstand meiner Achtung und Verehrung, die Freude meines Herzens, und der Trost, wenn die Rede vom Laster der Unkeuschheit so allgemein wird. Allein demungeachtet muß ich doch behaupten, daß die edle kostbare Tugend der Keuschheit jetzt sehr selten ist. Keusche Jungfrauen sind etwas seltenes, keusche Jünglinge aber noch viel seltener Das nähmliche läßt sich von Männern und Weibern sagen. Denn wer ist keusch? Nicht der nur, welcher sich nur keines Ehebruchs, keiner Hurerey, keiner Selbstbefleckung schuldig macht. Dieß ist gleichsam nur der geringste Grad der Keuschheit. Dieß ist die Keuschheit der Heiden. Sondern der vorzüglich ist keusch, der weder in Worten, und Geberden, noch in Gedanken und Begierden, sich wider die Reinigkeit versündiget. Beym Keuschen müssen alle Sinne keusch und rein seyn. Rein muß

seyn das Auge, das Ohr, der Mund, und dann vorzüglich das Herz. Hier dürfen keine unreinen Regungen, keine unkeuschen Vorstellungen und Bilder, keine unkeuschen Begierden geduldet werden. Der Wille Gottes ist, sagt Paulus, daß ein jeder seinen ganzen Leib mit Heiligkeit und Würde gebrauche.

Nun saget selbst, Andächtige! wo man dergleichen christlich keusche Personen aufsuchen und finden könne? Wie schon gesagt, ich wüßte allerdings dergleichen wohl zu finden; allein ihre Anzahl wäre so gering, als in den Tagen Noe die Anzahl der Gerechten war.

Menschenbeobachter geben von der Seltenheit der jungfräulichen Keuschheit mancherley Ursachen an. Allein es ist hier der Ort nicht, sie anzuführen. Meiner Seits finde ich eine Hauptursache darin: man weiß in unsern Tagen die jungfräuliche Unschuld und Keuschheit weniger oder gar nicht zu schätzen, als sonst; darum ist sie auch so selten. Es ist ja schon ein altes Sprichwort: was man nicht zu schätzen weiß, weiß man auch nicht zu bewahren. Meinet ihr nicht, daß ich hier die Wahrheit rede? Überdenkts nur einmahl selbst. Würde wohl so mancher Jüngling so blindlings seinen Lüsten folgen, so blindlings sein edles Kleinod, sein keusches, unschuldiges Herz in den Pfuhl der Unlauterkeit versenken, wenn er wüßte, oder wenigstens überlegte, daß eben dieß Kleinod das größte auf Got-

tes Erdboden sey — das man nur einmahl dürfe verloren haben, um es nicht wieder zu finden? Man wirft doch sonst nicht so leichtsinnig eine Sache vom Werthe, von Bedeutung weg! — Würde wohl so manche Jungfrau, um eine so schnöde, so geschwind vorüberrauschende Sinnenlust ihre Unschuld, ihre Jungfrauschaft an einen Wohllüstling — diesen grausamen Mörder und Räuber — verkaufen, wenn sie überlegte, daß eben diese jungfräuliche Unschuld, weit über allen Preis der Dinge in der Welt erhaben sey? Würde wohl so mancher Ehemann, so manches Eheweib, so leichtsinnig der Unkeuschheit sich überlassen, wenn sie bedächten, daß Keuschheit die Zierde ihres Standes, ja der köstlichste Stein in ihrem Eheringe sey? Nimmermehr Andächtige! denn die köstlichen Perlen tritt niemand, als nur der Rasende in den Koth, nur der Narr oder das Kind, wirft eine vielbedeutende Münze ins Wasser, weil sie nicht wissen, daß sie einen Werth unter den Menschen hat.

Jünglinge und Jungfrauen, Männer und Weiber, lernet demnach heute alle, welchen unaussprechlichen Werth die jungfräuliche Keuschheit habe, — wie süß, wie köstlich es sey, eines keuschen, reinen Herzens sich stets rühmen zu können.

Die Tugend der jungfräulichen Reinigkeit und Keuschheit ist ein Gut, das über alles, was nur Güter heißt, weit erhaben ist. Sie hat ei-

nen innern Werth, nichts in der Welt vermag, wenn sie einmahl verloren, ihren Werth zu ersetzen. Sie ist an und für sich köstlich, wie die Tugend überhaupt. Sie hat einen Adel in sich, den sie nicht von den bloßen Urtheilen und Meinungen der Menschen erhält. Sie besteht für sich, ist liebenswürdig an und für sich selbst; sie muß also auch um ihrer eigenen Schönheit willen geliebt, geschätzt und bewahrt werden. Der Keusche muß nothwendige Achtung vor sich selbst haben, der Unkeusche aber sich selbst verachten. Durch Keuschheit gränzt der Mensch an die Engel, durch Unkeuschheit aber wird er ein verächtliches Thier. Das keusche, jungfräuliche Herz darf man nur kennen, um es zu schätzen, zu achten und zu lieben.

Euer eigenes Urtheil, Andächtige! muß bestätigen, was ich so eben gesagt habe. Könnt ihr von einen wahrhaft keuschen Jüngling oder Jungfrau anders, als mit Achtung sprechen? Könnt ihr von einem Jüngling oder Jungfrau etwas vortrefflicheres sagen, als, er ist ein keuscher Jüngling, sie ist eine keusche Jungfrau? Wenn euch dergleichen unter die Augen kommen, fühlt ihr nicht innerlich etwas, das euch Achtung und Ehrfurcht abdringt? Kann man an einem Hochzeittage einem Vater, einer Mutter, einem Bräutigam etwas Ehrenvolleres sagen, als: ihr gabt eine wahrhaft keusche Jungfrauschaft — ihr empfinget eine solche! Väter und Mütter, über was klagt ihr, weint ihr untröstlicher, als über den Verlust der Keuschheit eurer Toch-

ter, eures Sohns? Will nicht jede edeldenkende Jungfrau einen keuschen Jüngling zum Bräutigam, und jeder edeldenkende Jüngling eine keusche Jungfrau zur Braut haben? Und gebt ihr nicht alle dadurch zu erkennen, daß diese Tugend einen sehr großen Werth haben müsse?

Vor Zeiten setzte man jeder Jungfrau in Franken und andern Ländern, theils zur Ermunterung, theils zur Erinnerung ihre Keuschheit zu bewahren, ein rothes Band und ein Kränzchen am Hochzeittage auf den Kopf. Legt man nicht dadurch sein Urtheil über den großen Werth der jungfräulichen Keuschheit laut an den Tag? Nur schade, daß dieß Ehrenzeichen noch so oft zur Verdeckung der Unkeuschheit in unsern Tagen gemißbraucht wird.

Denn wie oft steckt nicht unter vielen Bändern die schamloseste Hure! O, keusche Jünglinge und Jungfrauen, ihr seyd die Zierde eures Geschlechts, der Adel der ganzen Menschheit! Eine keusche Tochter ist der Stolz der Ältern; die Zierde ihrer ganzen Blutsfreundschaft. Eine keusche Jungfrau ist der köstlichste Schatz für den Bräutigam — die Wonne des Mannes — das Glück der Kinder, die sie einst gebären wird. Sie ist in ihrem Hause jene wohlriechende Nelke, die allenthalben ihren lieblichen Wohlgeruch verbreitet. Was gibt der keusche Joseph für seine jungfräuliche Reinigkeit hin? Ehre und Ansehen. Was gibt Susanna für ihre Keuschheit hin? Leben und alles. Keuschheit ist also ein kostbares Gut, es geht über Ehre, An-

sehen, Güter, ja selbst das Leben. Darum heißt es mit Recht im Buche der Weisheit: O, wie schön, wie köstlich ist ein keusches Geschlecht! Unsterblich ist sein Ruhm, bey Gott und den Menschen stehet es in Ehren.

Also nicht nur in den Augen der Menschen hat die jungfräuliche Reinigkeit und Keuschheit einen Werth, sondern auch vorzüglich in den Augen Gottes wird sie über alles gewürdiget. Der zweyte Grund, der euch diese Tugend über alles schätzbar machen muß.

Wie kann es auch anders seyn, als daß diese Tugend von Gott über alles geschätzt werde? Er ist ja die Heiligkeit selbst. Deßwegen konnte er sich auch unmöglich gegen diese herrliche Tugend unbezeigt lassen. Allein, wo hat er sein großes Wohlgefallen an dieser Tugend wohl deutlicher je zu Tage gelegt, als eben an Maria, dieser reinen, dieser keuschen Jungfrau? Längst schon war dem sündigen Menschengeschlechte ein Heiland versprochen worden; aber noch war die Person nicht da, die die würdige Mutter von demselben hätte abgeben können. Es mußte ja wohl die reinste, die keuscheste Jungfrau seyn, die den Reinsten, den Heiligsten empfangen sollte. Maria ward die Mutter des längst gewünschten, längst versprochenen, längst gehofften Weltheilandes. Und dieß Mutterwerden war für sie die ausgezeichneteste Belohnung ihrer jungfräulichen Unschuld, Keuschheit und Reinigkeit. So oft ihr demnach hier Maria, als die Mutter

unseres Herrn begrüsset und verehret, so oft laßt euch einfallen, wie hochgeachtet vor Gott die jungfräuliche Unschuld und Reinigkeit sey.

Auch selbst das Betragen der Maria kann uns von dem großen Werth dieser Tugend überzeugen. Wie eingezogen, wie wachsam, wie beschäftigt, wie nüchtern war sie immer, um nur diesen theuren Schatz nicht zu verlieren, muß also nicht ihre jungfräuliche Unschuld und Reinigkeit in ihren Augen ein großes Gut gewesen seyn?

Vom Johannes erzählt ein Kirchenvater, daß er vorzüglich von Jesu, seinem Herrn und Meister sey geliebt worden, weil er ein ganz unschuldiger, reiner, keuscher, junger Mann war. In der geheimen Offenbarung lese ich noch, daß dem Lamme im Himmel überall, wo es hingehet, keusche, reine, unschuldige Jünglinge und Jungfrauen folgen. Sollte dieß alles euch nicht vollkommen überzeugen, meine Freunde! daß die jungfräuliche Reinigkeit und Keuschheit von Gott geliebt und geschätzt werde, daß sie also ein Gut sey, das mit den Gütern dieser Erde in gar keine Vergleichung gesetzt werden kann? Ewig theuer sey uns daher die jungfräuliche Keuschheit und Reinigkeit, ihr Werth gehe uns über alles. Aber um so mehr müssen wir daher trachten, diesen köstlichen Schatz zu bewahren und zu erhalten.

Zweyter Theil.

Jünglinge und Jungfrauen, haltet ihr die jungfräuliche Unschuld und Keuschheit für eure erste und größte Zierde, für euern ersten und größten Schatz: so strebet auch immer darnach, diese Zierde an euch, diesen Schatz in euch zu erhalten und zu bewahren. Ihr suchet ja wohl euch ein schönes, köstliches Kleid ängstlich und sorgfältig zu bewahren, wisset, die jungfräuliche Unschuld und Reinigkeit ist euer schönstes, euer köstlichstes Kleid. In diesem ehren euch alle Rechtschaffene, mit diesem gekleidet, freuen sich Engel vor euch. Jüngling oder Jungfrau, bist du arm, sey und bleibe nur keusch in deiner ganzen Aufführung: so bist du reich genug; denn Keuschheit beseliget mehr, als alle Güter dieser Erde Wenn auch gleich dein Körper in Lumpen eingehüllt ist, so bist du doch vor vernünftigen Menschen, ja vor Gott selbst, mehr geachtet, als jener Unkeusche in seinem goldenen Kleide. Jüngling und Jungfrau, bist du reich, aber dabey wohllüstig und unkeusch, so bist du doch in den Augen der Menschen, die den Werth dieser Güter zu schätzen wissen, auch in den Augen Gottes über alle Maßen arm. Denn, das ist die drückendste Armuth — arm am Geiste — vor sich selbst, vor andern Menschen, vor Gott selbst ein Gegenstand der Verachtung zu seyn.

Darum ihr Jünglinge und Jungfrauen, rathe ich euch, wenn ihr täglich ringet und ar-

beitet, um entweder euer ehrliches Auskommen zu haben, oder, um noch mehr Reichthümer zu gewinnen, so ringet und arbeitet vor allen, ein keusches Herz, einen reinen lautern Sinn zu besitzen. Bethet ihr zu Gott zur Zeit der Andacht: so laßt immer den Wunsch um Keuschheit, den ersten eures Herzens seyn. Freuet ihr euch je über ein Gut, das euch Gott bescheret, so denket immer, daß diese Freude euch nicht mehr erquicken werde, wenn euer Herz durch Unkeuschheit vergiftet werden sollte. Erforschet ihr am Abende vor dem allwissenden, allgegenwärtigen Gott euer Gewissen, so erforschet vor allen, ob nichts den Tag hindurch in euer Herz gekommen sey, das einmahl Gelegenheit zur Befleckung eures Herzens werden könnte. Seyd ihr unter Kameraden mit denen ihr euch belustigen wollt: so wählt doch ja lauter solche Dinge zur Unterhaltung, die eure Herzen nicht beflecken können. Fliehet den geringsten Schein zur Unkeuschheit, bewahret eure Augen; vergesset eures Gottes nicht, der immer um euch ist; unterhaltet euch oft in Gedanken mit der Liebenswürdigkeit, mit der Kostbarkeit dieser Tugend, stärket euch oft durch den Genuß der heiligen Sakramente zum Eifer, immerdar keusch zu leben.

Wenn die jungfräuliche Keuschheit ein so allgemeines, über alles erhabenes Gut ist: so müssen nicht nur Jünglinge und Jungfrauen um die Erhaltung desselben besorgt seyn, sondern aller Menschen Pflicht und Sorge muß es seyn,

diese Tugend wegen ihrer Kostbarkeit in ihrer allgemeinen Werthschätzung zu erhalten. Euch Ältern muß diese Pflicht vorzüglich heilig seyn, diese liebenswürdige Tugend nicht nur an euern Kindern, sondern vorzüglich an euch selbst, zu bewahren. Seyd ihr vollkommen überzeugt, daß keusch und rein seyn, die Zierde aller Stände sey, so hüthet euch doch, die ersten Verführer der Unschuld zu seyn. Seyd ihr unkeusch, so vergiftet ihr durch Unkeuschheit alle eure werdenden Kinder gleichsam noch im Keime. Machts euch allen zum allgemeinen Gesetze, nichts zu thun oder zu dulden, was diese Tugend beflecken könnte. Bestrafet jeden ins Angesicht, stoßet ihn von euch, der sich unterstünde, durch Zoten und Possen die keusche Schamhaftigkeit erröthend zu machen. Wo ein Schatz ist, da hält man fleißige Wache. Man hat Mißtrauen gegen gewisse Leute, den Schatz legt man aber nicht an freye, offene Plätze, daß der Dieb ihn nach Gefallen hohlen könne ꝛc. Die Schamhaftigkeit, die Gottesfurcht, sind diese treuen Wächter der Keuschheit. Haltet alle fest über dem Gesetze des Apostels Paulus: **Das Laster der Unkeuschheit soll nicht einmahl unter euch genennet werden.**

Und nun könnten wir dich auserwählte Jungfrau Maria besser verehren, als wenn wir für jene Tugend eiferten, die dich in den Augen Gottes so werth, so theuer machte — Möchte daher

daher dein Geist, mit welchem du auf jungfräuliche Reinigkeit hieltst, uns alle beseelen! Amen.

An einem Tage in der Bittwoche.

Was man zu thun habe, um sich des göttlichen Segens bey seinen Geschäften zu versichern.

Text.

Du, Herr, segnest die Gerechten. Psalm V. 13.

Es ist ein altes Sprüchwort: An Gottes Segen ist alles gelegen. Und es ist nicht anders; wenn der Mensch auch noch so viele Mühe sich um etwas gibt, und Gott gibt sein Gedeihen nicht dazu, der Herr der Welt arbeitet ihm gleichsam entgegen: so gelingt es ihm doch nicht, und es gehet ihm, wie den Bewohnern der ersten Welt, die einen Thurm aufführen wollten, dessen Spitze bis an den Himmel reichen sollte, aber von ihrem Vorhaben abstehen mußten, weil es Gott mißfiel. Dieß sollten wir nun auch öfters bedenken, wir würden uns dann nie zu sehr auf unsern eigenen Verstand und auf unsere eigenen Kräfte verlassen, sondern wir würden bey unsern Unternehmungen an Gott denken, und alles nach seinen Willen ein-

richten; wir würden es nicht bloß unsrer Klugheit und unserm Fleiße zuschreiben, wenn uns etwas wohl gelingt, und wohl geräth, sondern wir würden es mit Dankbarkeit erkennen, daß es Gottes Gabe sey, ohne dessen Beystand und Segen wir dieselbe nicht würden glücklich ausgeführt haben.

Endlich soll uns dieses Sprüchwort auch beruhigen in trüben, mühevollen Tagen, wenn wir in Umstände gerathen, wo wir uns nicht mehr zu helfen wissen, wenn unsere Kräfte zu unsern Arbeiten nicht mehr zureichen wollen, und es das Ansehen hat, als wenn uns alles mißlingen würde. Denn wenn an Gottes Segen alles gelegen ist, so können wir noch immer Hoffnung haben, daß Gott da noch helfen könne, wo wir uns nicht mehr zu helfen vermögen, und daß ihm das auszuführen möglich sey, was uns nach unsern Einsichten und Kräften unmöglich scheint.

Indessen wird dieses Sprüchwort sehr oft unrecht verstanden, und übel angewendet. Man versteht es oft so, als wenn an Gottes Segen alles, und an des Menschen Nachdenken und Fleiß gar nichts gelegen sey, und läßt sich dadurch verleiten, ohne Überlegung zu handeln, und in Betreibung seiner Geschäfte nachlässig zu seyn, in der Meinung, daß Gott auch ohne unsere Mühe und ohne unser Zuthun dennoch geben könne und geben werde, was wir wünschen.

Das ist ein sehr gefährlicher Irrthum. Um euch vor demselben zu bewahren, will ich euch jetzt

zeigen, was eigentlich unter Gottes Segen zu verstehen sey, und zwar

I. Worin Gottes Segen bestehe.
II. Was man zu thun habe, wenn man ihn sicher erlangen will.

I. Wenn vom Segen der Menschen geredet wird: so verstehet man darunter die Anwünschungen alles Guten, weil wir unsere Liebe gegen andere oft durch nichts sonst beweisen können, als durch gute Wünsche. Weil aber Gott alles thun kann, was er will, so ist sein Segen nicht bloß Wunsch, sondern vielmehr Gottes Gabe, Gottes Wohlthat. Alles Gute, was uns Gott zufließen läßt, pflegen wir Gottes Segen zu nennen. Da wir nun unsere Güter in leibliche und geistliche einzutheilen pflegen: so ist auch der Segen Gottes zweyerley, der geistliche und der leibliche.

Ein geistlicher Segen ist es, wenn man mit der Zeit immer verständiger wird, und einsehen lernt, was gut und nicht gut sey. Ein Segen Gottes ist es, wenn unser Geist wächst an Kraft und Stärke, die sinnlichen Begierden zu beherrschen, und das auszuführen, was er sich vorgenommen hat. Auch ist ein frohes Herz bey der Arbeit, ein ruhiges Gemüth bey den Widerwärtigkeiten des Lebens, ein getroster Muth bey herannahenden Gefahren, als ein Segen Gottes zu betrachten. Denn wenn wir nur zuruck denken, woher wir al-

le diese vortrefflichen Güter erhalten haben: so werden wir am Ende immer auf Gott unsern Vater, den weisen Regierer unserer Schicksale geleitet. Haben wir bey der Geburt mehrere Seelenkräfte als andere Menschen empfangen, so ist ja das Gottes Werk, da wir zu unserer Geburt gar nichts beygetragen haben. Sind wir durch Nachdenken weiser, durch Fleiß und Anstrengung stärker, durch einen gewissenhaften Lebenswandel fröhlich und getrost geworden: so würde dieß alles weggefallen seyn, wenn wir nicht gut unterrichtet worden wären, und viele gute Exempel gesehen hätten. Haben wir nun selbst dieß alles veranstaltet? Keineswegs. Jakobus, der Apostel, sagt daher ganz richtig: **Alles, was gut und vollkommen ist, kömmt von oben herab, vom Vater des Lichts.**

So wie nun diese geistlichen Wohlthaten ein Segen Gottes sind, eben so sind es gewiß auch die leiblichen. Was ist Gesundheit des Leibes, die wir so leicht einbüßen können, und die wir trotz aller Gefahren doch bis hierher erhalten haben, anders, als ein Segen Gottes? Jener, der alle Haare unseres Hauptes gezählet hat, der sorgt auch gewiß für unsere Gesundheit. Freylich bleibt man nur dann gesund, wenn man mäßig, arbeitsam und zufrieden ist; daß man aber das ist, kommt dieß nicht auf die Erziehung an, die uns von Gott beschert ist? Guter Fortgang unserer Arbeiten, wodurch wir uns nähren, und unser Leben bequem einrichten, ist das nicht auch Segen Gottes? Jakob sah es daher als einen Segen

Gottes an, daß seine Herde sich so wunderbarlich vermehrte; Petrus, daß er nach so vielen vergeblichen Bemühungen einen reichen Fischfang that. Und noch jetzt sagt man nach einer guten Ernte: **Gott hat uns gesegnet.** Und mit Recht sagt man so, wenn auch jeder Vortheil, den wir haben, bloß von unserm Fleiße und Betriebe herrührte: so sind ja doch aber diese unsere Kräfte ein Segen Gottes. Aber wer ist so unerfahren, daß er alles Gute, was er erhält, auf seine Rechnung schreiben sollte? Gewiß niemand, der überlegt, wie alle angewandte Mühe vergeblich ist, wenn Unglücksfälle eintreten, die man nicht immer vorhersehen und vermeiden kann. Was hilft dem Hausvater alle Klugheit und Thätigkeit, wenn er krank wird? Was helfen dem Handwerker seine Geschicklichkeiten, wenn seine Arbeiten in nahrungslosen Zeiten nicht gesucht werden? Was hilft dem Bauer die beste Bearbeitung seines Landes, wenn hernach die gedeihliche Witterung ausbleibt, die doch allein von Gott abhängt? Eben so mußte Petrus auch klagen: **wir haben die ganze Nacht gearbeitet, und doch nichts gefangen.**

Gelingt uns also unser Geschäft manch Mahl: so müssen wir dieß als einen Segen Gottes ansehen, weil er die Umstände gerade so gefüget hat, daß es gelingen mußte. So sind auch gutes Gesinde, wohlgerathene Kinder, ein Segen Gottes. Man ist davon so überzeugt, daß man sagt, sie **wären mit Kindern gesegnet;**

und die Schrift sagt; **Kinder wären eine Gabe des Herrn.**

Was haben wir nun zu thun, um Gottes Segen zu erhalten?

II. Gott segnet zwar alle Menschen, er läßt regnen und seine Sonne scheinen über Gute und Böse; allein seinen Segen erlangen doch eigentlich nur die Gerechten. Wie es auch in unserm angeführten Psalme heißt: **Der Herr segnet die Gerechten. Der Ungerechte** wird selbst seinen Segen verderben. Gott läßt zwar regnen auf den Acker des Ungerechten, wie auf den Acker des Gerechten; aber nur auf den Acker des Gerechten, der ihn nach Gottes Willen fleißig bearbeitet, bringt er eine gute Ernte hervor. Das Feld des Ungerechten aber, der dasselbe aus Faulheit nicht baut, erzeugt nur Unkraut. Gott gibt Speise und Trank den Gerechten, wie dem Ungerechten. Aber nur der Gerechte, der sie mäßig genießt, wird dadurch gestärkt; der Ungerechte, der damit schwelgt, ziehet sich den Tod dadurch zu. Ihr seht also, daß der Faule bey allem Bethen und Gottes Segen doch keine gute Ernte erhält, und der Unmäßige bey allem Bethen und Gedeihen seiner Speise und seines Trankes, doch von Krankheiten nicht verschont bleibt. Was folgt daraus? Dieses, daß man, um von Gott gesegnet zu werden, nicht nur bethen, sondern sich auch in die von Gott vorgeschriebene Ordnung fügen müsse. Dieß will ich euch noch etwas deutlicher erklären. Wenn wir Gottes Segen erhalten wollen: so muß

unser Gebeth von rechter Art seyn. Also nicht bloß bitten, daß Gott seinen Segen auf unsere Äcker und Häuser legen wolle. Wenn hat uns Jesus jemahls auf diese Art bethen gelehret? Sondern wir müssen im Gebethe unsere Gedanken recht ernstlich auf Gott richten, uns seine Gegenwart lebhaft vorstellen, und ihn bitten, daß er uns doch Weisheit und Klugheit bey allen unsern Geschäften und Unternehmungen geben wolle. Auf ein solches Gebeth werden wir gewiß immer ein herzliches Verlangen verspüren, alles recht gut zu machen, und nach dem Willen unsers himmlischen Vaters einzurichten. So bethete ja schon Salomo, der nicht einmahl den guten Unterricht von Jesu genossen hatte, dessen wir uns erfreuen können. Er bath nicht um Gold und Silber, sondern um Weisheit; weil er darum bath, so erhielt er sie; und da er weise war, so wurde ihm auch Gold und Silber zu Theil.

Wenn wir nun durch das Gebeth uns recht gestärkt, und vor Gott die Entschließung gefaßt haben, alles, was wir vorhaben, recht mit Überlegung anzufangen, dann müssen wir auch unsere Entschließung ausführen. Wir müssen thun, was wir uns vorgenommen haben; dann wird Gottes Segen gewiß recht sichtbar bey uns werden.

Wenn wir alles mit Überlegung anfangen, und suchen alles so gut zu machen, als uns möglich ist: so wird uns Gott gewiß mit Verstande segnen, wir werden es an uns wahrnehmen, daß wir immer mehr Einsicht in die Geschäfte bekommen,

die wir treiben; daß wir uns in den Trübsalen, die uns treffen, immer besser zu helfen wissen: ja, daß uns überhaupt alles besser gelingt. Werden wir nun in Zukunft immer das Gesagte befolgen, so wird reichlicher Segen gewiß auch unter uns wohnen. Amen!

An einem Tage in der Bittwoche. *)

Von der eigentlichen Beschaffenheit des Gebeths.

Text.

Wenn ihr bethet, sollt ihr nicht viel Worte herschwätzen, wie die Heiden, welche glauben, durch ihr Geschwätz erhört zu werden: denn euer himmlischer Vater weiß schon, bevor ihr bittet, was ihr vonnöthen habt. Matth. VI. 7.

Diese Woche, wie ihr wisset, l. Z.! nennt man die Bittwoche. Sie ist nähmlich besonders

*) Die erste Predigt, die der Selige im geistlichen Gewande, und zwar als Zögling des bischöflichen Seminars zu Wirzburg, hielt. Wegen der edeln Popularität, ward sie damahls mit allgemeinem Beyfall aufgenommen.

dazu bestimmt, um durch Gebethe und Lobgesänge gute Witterung, gutes Gedeihen eurer Saaten, Obstes und Weingärten, vom guten Gott zu erflehen. Denn eben das ist die Jahreszeit, wo jede Frucht im Keime liegt, und die eben deßwegen um so gefährlicher ist, weil ein einziger Nachtfrost den zarten Keim tödten, und für das ganze Jahr Mangel auf unsern Böden und in unsern Kellern verursachen kann. Es muß uns also vor allen daran liegen, jenen Gott, der von oben herab zu dem Fortkommen jeder Sache Segen und Gedeihen geben muß, und der allein Regen und Sonnenschein senden kann, diese Tage hindurch um seinen gnädigen Beystand zu bitten. Sehet! daher die vielen Lobgesänge, die Zusammenkünfte verschiedener Gemeinden an einem Orte, um in brüderlicher Eintracht, und gleichsam mit vernehmlicherer Stimme zum Himmel aufzurufen: Gott, unser Vater, sieh auf diese weite, so herrlich blühende Ebene herab, und laß alles zu seiner Reife gelangen. Allein, es ist nicht genug, daß ihr heute auf diesem Wege über euere schönen Fluren, so manches Lied sanget, oder mit lauterer Stimme bethetet; wenn dieß nicht zugleich Ausbruch der innern Fülle eures Herzens war. Es mußte euch dieß eben so von Herzen kommen, als wenn ihr manch Mahl früh mit Singen an eure Arbeit gehet. Da denkt nicht einmahl einer von euch daran, jetzt will ich singen; sondern ihr überlasset euch so ganz den angenehmen Empfindungen, die zu der Zeit in euch entstehen. Wenn es rings um euch her so heiter, wenn bey

der ersten Morgendämmerung schon alles im Hause wach ist, und eure Arbeit gut vor sich gehet; so dringt sich euch dann von selbst ein einfaches Lied auf. Mit dem Bethen oder Singen beym Gottesdienste verhält sichs nun eben so. Da kommt es nicht sowohl darauf an, daß man etwa schöner oder melodischer singe oder lauter bethe; sondern wenn ihr von gottseligen Empfindungen so ganz durchdrungen seyd, wenn ihrs so recht fühlet, welches Glück es sey, Gott euern Vater nennen zu dürfen: so wird euer Herz von selbst sprechen, euer Gebeth wird von innen Kraft erhalten, und euer Gesang wird aus der Fülle des Herzens strömen. Und es liegt sehr viel daran, l. Z.! daß man wisse, was das eigentlich heiße, bethen; denn das Gebeth ist gleichsam die Nahrung unserer Tugend und Rechtschaffenheit.

Was ist denn also eigentlich das Gebeth? oder von wem kann ich sagen, daß er bethe? Diese Frage will ich euch jetzt beantworten.

Bethen heißt eigentlich stilles und reifes Nachdenken über Gottes Vollkommenheiten. Dieß Nachdenken erzeugt gottselige Empfindungen; diese Empfindungen gehen in Handlungen über, und machen den Menschen zu dem, was er seyn soll, daß er sich nähmlich so gegen Gott, und gegen seine Mitmenschen verhält, wie es Gott von ihm verlangt. Dieß sind eigentlich die wesentlichen Bestandtheile des Gebeths, wo immer eins nothwendig mit dem andern verbunden seyn,

eins aus dem andern fließen muß, eins ohne das andere nicht seyn kann. Merket euch dieß. Wer also saget er bethe, empfindet aber nichts dabey, und bleibt so ungerührt, als bey dem Anblicke einer alltäglichen Sache, der bethet eigentlich nicht. Wer auch beym Bethen zwar einige vorübergehende Gemüthsbewegungen spürt, aber jene Stimmung der Seele nicht hat, wo der herrschende Gedanke, **Gott, mein Vater — ich sein Kind** — eine gewisse Bereitwilligkeit unterhält, immer nach Gottes Willen zu leben, und des Nächsten Wohl zu befördern, auch derjenige bethet nicht im Ernste.

War nun euer Gebeth so geartet, lieben Zuhörer? Um die Beantwortung dieser Frage euch zu erleichtern, will ich euch noch im einzelnen und besondern zeigen, wer von euch recht bethet. Nicht wahr, wenn ihr seither bethetet: so danktet ihr entweder Gott für empfangene Wohlthaten, oder ihr lobtet Gott mit dem Geständnisse eurer Unterwürfigkeit, oder ihr bathet ihn um neue Wohlthaten. Was heißt also **erstlich** das: Gott für das empfangene Gute danken, oder wer von euch brachte seither dem lieben Gott ein wahres Dankgebeth? Gewiß derjenige, der die rechte Art wußte, sich zu einem Dankgebethe vorzubereiten, und dasselbe zu verrichten? und welches ist diese? Wir wollen sehen, wie wir es anzufangen haben; vielleicht glückt es mir, einige Dankgefühle in euch rege zu machen, und dann würde es euch die eigene Empfindung sagen, was

das sey, Gott danken. Zu dem Ende will ich euch jetzt einige Betrachtungen aufstellen. Wir danken Gott allezeit für das Gute, das er uns erwiesen hat. Lebhafte Vorstellung desselben muß also vorangehen. Manches Gute wirkt nun mehr, ein anderes weniger auf uns. Die Luft, die wir jetzt athmen, das Licht, das jetzt alles um uns erhellet, das Vermögen, Hände und Füße zu bewegen; dieß alles ist Wohlthat Gottes. Allein weil es anhaltende Wohlthat ist, die wir mit jedem Augenblicke genießen: so wirkt sie nicht so sehr auf unser Gemüth. Andere Wohlthaten sind aber von der Art, daß sie viel schneller und kräftiger auf unser Nachdenken wirken; es sind meistens solche, die etwas außerordentliches an sich zu haben scheinen, und auf diese rathe ich euch zuerst einen aufmerksamen Blick zu kehren.

Ich will euch in dieser Absicht Beyspiele aus der gegenwärtigen Zeit anführen. Wir hatten in diesem Jahre einen strengen Winter. Der erste Frühlingsmonath war da, und noch sah alles ganz öde aus. Vielleicht seufzte mancher von euch schon im Geheim: „Ach, wie wird es uns in diesem Jahre ergehen! längst schon sollte der Same in den Furchen keimen; allein, noch immer keine Aussicht dazu. Der Herbst wird wieder eintreten, und unsere Früchte werden noch grün auf dem Boden stehen!“ Aber wie hat sich nicht alles zum Besten gewandt! Alles zeigt sich jetzt in der schön-

sten Blüthe. Ein auffallender Beweis, l. Z.! wie väterlich der gute Gott für euch sorget.

Noch ein anderes Beyspiel. Ihr erzähltet vorm Jahre einander oft vom Türkenkriege. Überdenkts nur einmahl, wie der Landmann in einer Weltgegend, die an sich die schönste und fruchtbarste seyn könnte, leiden muß, und wie dieß Leiden sich jetzt wieder von neuem anfängt. Da wird ein Vater von seinen lieben Kindern getrennt, ungewiß, ob er sie je wieder sehen wird. Dort sieht ein anderer sein liebes Haus hinter sich in lichten Flammen aufgehen. Dort kommt einer hinter dem Pfluge, ein anderer mit der Sichel in der Hand, durch das feindliche Schwert um; und ihr, meine lieben Zuhörer! könnt so ruhig auf euerm vaterländischen Boden fort leben.

Was fühlt ihr nun hierbey? Regt sich nicht in eurer Seele das wärmste Dankgefühl? Bleibt aber hierbey nicht stehen; sehet nun auch noch auf das Vergangene zurück. Der eine z. B. stelle sich vor, wie viel Gutes er schon fünfzig, sechszig Jahre lang auf Gottes Erdboden genossen hat! O, so unzählige Mahl war er hungrig, und Gott erquickte ihn! O, so vielmahl schon sah er die liebe Sonne über sich aufgehen, er war Kind, und der liebe Gott tränkte ihn mit der Milch der Mutter, und stellte gute Ältern zu seiner Pflege auf, er wuchs zum Knaben, zum Jünglinge heran; und nun theilte ein Lehrer die Sorge mit den Ältern, und was unser lieber Herr Jesum zum

Wohl des ganzen Menschengeschlechts vor vielen Jahrhunderten lehrte, dieß alles wurde ihm nun auch beygebracht. Er wurde vertrauter mit Gott, er wußte, warum ihn Gott hierhergesetzt hat, und nun entstand in ihm volle Zufriedenheit, und die schönste Aussicht auf die Zukunft. Er hatte das mannbare Alter erreicht, und nun gab ihm Gott eine Gehülfinn zur Seite; diese trug einen Theil der häuslichen Sorgen, und beyde lebten nun so ganz vereiniget zusammen; da war nur ein Herz, nur eine Seele.

Überdenkst du dieß alles, mein lieber Christ! so wirst du dich zu deinem Gott erheben, mächtig muß dir dann dein Herz schlagen, und ein Dankgebeth wird aus der Seele durch deinen Mund gehen. Diese heftige Wallung in deinem Gemüthe wird zwar allmählig wieder abnehmen; allein überdenkst du dieß öfters: so werden immer die nähmlichen Gefühle rege werden, und deine Seele wird allmählich jene Stimmung erhalten, die dem dankbaren Gemüthe so ganz eigen ist; d. h. von dem lebhaften Gedanken: **Gott mein Vater, mein Wohlthäter, ich alles, was ich bin, durch ihn** — so ganz durchdrungen, wirst du ihm stets zu gefallen zu leben suchen. Besonders aber wird die edle Neinung, deinem Mitmenschen wohl zu thun, nothwendig und ganz natürlich aus dieser dankbaren Gesinnung fließen. Denn wie nahe sind nicht diese Gedanken mit einander verwandt: **Gott mein Wohlthäter — ich habe ihm alles zu verdanken — wie**

lege ich ihm meine Dankbegierde an den Tag? — Er sagt mir es selbst, ich soll meinen Mitmenschen wieder Gutes thun; also, Mitbruder, du sollst es fühlen, daß ich durch Gottes Wohlthätigkeit ermuntert, auch dir wohlzuthun gelernt habe.

Seht! nun dieß alles zusammen, die lebhafte Vorstellung von Gottes Güte, das daraus entstandene Dankgefühl, das sich in Liebe Gottes und Liebe des Nächsten äußert, macht die Natur eines wahren Dankgebethes aus. Was heißt nun aber: Gott loben, Gott anbethen? — L. Z.! Hier betrachten wir Gott wieder von einer andern Seite. Vorher betrachteten wir ihn als Wohlthäter; nun aber betrachten wir ihn als unsern Herrn, als den großen Gott, der Erde und Himmel schuf; und hier entstehen wieder andre Empfindungen in uns. Was wird nun aber in der Seele desjenigen vorgehen, der mit dem Lobe Gottes beschäftiget ist? Mit Betrachtung, mit Nachdenken über Gottes Eigenschaften, muß immer bey jeder Art des Gebeths der Anfang gemacht werden. Hier gehet man nun von seiner großen Allmacht und Weisheit aus. Tausend Stimmen werden euch zurufen, wie groß der Herr ist! leblose und lebendige Geschöpfe werden es euch verkündigen! Ich stelle euch hier den König David als Muster auf. Was thut er, wenn er sich zum Lobe Gottes ermuntern will? Er weiß sich die Größe Gottes nicht besser als aus seinen Werken vorzustellen. Im Don-

ner, im Sturmwinde hört er die Stimme Gottes. Die Erde denkt er sich als den Fußschämel desselben; er sieht ihn in der Sonne wohnen; er kommt ihm auf Winden daher gefahren; die Sterne am Himmel sieht er als ein Heer Gottes an.

Auch ihr, m. l. Z! habt täglich Gelegenheit, Gott von dieser Seite kennen zu lernen. Ihr arbeitet immer unter dem freyen Himmel; ihr lebt gleichsam in der Mitte der Schöpfung; sehet euch nur fleißig um, es wird euch nicht viel Mühe kosten; es werden nur gesunde Sinne erfordert, um dieß alles zu beobachten. Und wenn ihr es so anfanget: so muß ein heiliger Schauer von Ehrfurcht, ein erhabenes Gefühl der Größe Gottes in euch erwachen, und dann werdet auch ihr mit David in wahrer Rührung des Herzens ausrufen: **O Herr unser Gott, wie groß ist dein Nahme, wie herrlich dein Ruhm auf der ganzen Erde.** Eine heilsame Folge davon wird diese seyn, daß allmählig eine immer rege und lebendige Gottesfurcht von euerm Herzen Besitz nehmen wird. Und beherrscht diese euch einmahl: so werdet ihr nie etwas Böses thun.

Also ernstliche und lebhafte Vorstellung der Größe und Herrlichkeit Gottes, ein mit dieser Vorstellung verbundenes Gefühl der Ehrfurcht, und endlich Äußerung dieses immer auswachenden Gefühls in jedem Auftritte des Lebens; dieß

dieß alles zusammen heiße ich Gott loben, Gott anbethen.

Was heißt nun drittens: Gott bitten; oder wer bittet Gott im Ernste?

Gott um etwas bitten, lieben Zuhörer! heißt wohl nichts anders, als auf seine Güte gänzlich vertrauen, sich ihn als die Quelle alles Guten denken, und darauf den Wunsch gründen: O, wenn ich doch dieß von Gott erhielte!

Ihr sehet selbst, l. Z.! daß es hierbey hauptsächlich darauf ankomme, wie stark, wie lebhaft dieses Vertrauen in uns sey; und die Lebhaftigkeit dieses Vertrauens hängt wieder von der Lebhaftigkeit des Gedankens ab: Gott ist gütig, er will, und kann uns geben, was uns wirklich gut ist! Er will uns geben — wie oft findest du diese Wahrheit nicht schon an dir bestätiget? Lieber Christ! wer gab dir zeither dein tägliches Brot? Auch wenn schlimme Zeiten eintraten, und dein kummervolles Herz in der Ferne oft keinen Trost sah, änderte sich doch oft alles gar bald, und du fandest Hülfe, wo du es am wenigsten vermuthet hättest! Wer gab dir dieß väterliche Erbe, das du jetzt bearbeitest, und wovon du deinen Kindern Nahrung schaffst! du warst schon oft in Gefahr, und wer rettete dich aus derselben? Du warst tödtlich krank, deine Kinder weinten schon um dich, und es ward wieder besser mit dir, du kannst noch bey ihnen sitzen; wer that dieß alles an dir? Der gute Gott im Himmel, er ist al-

so gütig; er will dein Vater seyn, er legte dir die Worte: Unser Vater! selbst in den Mund.

Sieh! wenn du es so anfängst, so wirst du mit Vertrauen und in Wahrheit bethen; und dieß kindliche Vertrauen, meine lieben Christen! ist eigentlich die Seele dieses Gebeths. Und so müsse denn heute und morgen, und euer ganzes Leben hindurch euer Gebeth so beschaffen seyn. Ihr bittet heute z. B. um gute Witterung; auf dem Rückwege über eure Fluren schauet also hin auf euer Ackerland, da muß es euch gleich einfallen, wie viele Garben ihr schon von demselben in eure Scheunen brachtet, schauet hin, auf euere Wiesengründe; da muß es euch einfallen, was für herrliche Beyträge sie schon für eure Viehzucht bisher geliefert haben. Sollte denn durch diese Rückerinnerung nicht ein festes Vertrauen auf eben die Güte Gottes, die euch schon so oft sichtbar wurde, in euch auch jetzt entstehen?

Solltet ihr nicht getrost von Gott erwarten dürfen, daß er eure Bitten um eure Leibesnahrung auch für dieß Jahr erhören werde? Sehet, so werdet ihr also mit wahrer Zuversicht bethen können: unser täglich Brot gib uns heute.

Diese Begriffe vom Gebethe präget euch also, meine lieben Zuhörer! recht tief ein. Denket euch unter Gebeth nie etwas anders, als lebhaftes Andenken an Gottes Güte, Allmacht und Weisheit, und ein damit verbundenes Gefühl

des Dankes, der Ehrfurcht und des kindlichen Zutrauens, das alle die es wahr und aufrichtig in ihrem Herzen empfinden, zu guten, Gott und den Menschen gefälligen Christen machen wird. Ihr irret euch also, wenn ihr glaubt, ihr bethet schon dann, wenn ihr euch auf eine gewisse Anzahl Vater unser einschränket, oder einige oft trockene, herzlose Gebethe aus euerm Buche ablesen. Nützliche Gebethsformulare verwerfe ich nicht, noch viel weniger das schöne Gebeth unseres Herrn. Nur muß ich euch sagen, daß diese Formulare an sich noch kein Gebeth ausmachen; denn das eigentliche Gebeth besteht in den Empfindungen des Herzens. Und wenn einmahl das Herz voll ist, so wird ganz natürlich, euer Herz auch in Worte ausbrechen. Wenn ihr z. B. nach langen stürmischen Tagen endlich einmahl wieder einen schönen Tag sehet, so empfindet ihr darüber ein Vergnügen, und es ist natürlich, daß ihr dieß innerliche Vergnügen nun auch gegen einander in Worten ausdrückt und z. B. saget: „Heute haben wir wieder einen recht schönen Tag." Eben so nun auch, wenn ihrs recht fühlet, was das heißt: Gott ist allmächtig — Gott ist gütig und weise: so werdet ihr euch nicht länger enthalten können, zum Himmel aufzurufen: Unser Vater, der du in dem Himmel bist 2c. Und wenn ihr denn in den Sinn dieses kraftvollen Gebeths recht eingedrungen seyd, so wird eben dieses Gebethsformular euern Gefühlen einen noch höhern Schwung ertheilen, und

ihr werdet dann im Geiste und mit Andacht bethen. Amen.

Bittpredigt.

Von der Beschaffenheit und dem Werthe des Gebeths.

Text.

Johann XVI. 23.

Die gegenwärtige Zeit sowohl, als auch das heutige Evangelium gibt mir Veranlassung, euch heute über einen wichtigen Punct der christlichen Sittenlehre einen faßlichen und erbaulichen Unterricht zu geben. Denn da die gegenwärtige Zeit die Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit eines ganzen Jahres größtentheils entscheidet, da bereits die Bearbeitung und Anbauung des Feldes ihren Anfang genommen hat; alle Arbeit aber unnütz und vergeblich ist, wenn der Herr nicht durch günstige Witterung den Fleiß des Landmanns unterstützt, wenn er nicht Segen, Gedeihen und Wachsthum gibt: so hat die Kirche es für ihre Pflicht gehalten, die Glaubigen in gegenwärti-

ger Zeit zur Verdopplung ihres Flehens zu ermahnen, und zu dieser Absicht besondere Bitt-Tage anzuordnen. Da es aber beym Gebeth nicht sowohl darauf ankommt, wie viel, sondern wie gut man bethe, und gleichwohl so wenige Christen wissen, wie denn eigentlich ein Gebeth beschaffen seyn müsse, da sogar manche in dem Wahne stehen, als ob das Bethen, und besonders das viele Bethen an sich selbst schon ein Verdienst, oder eine Tugend sey: so ist die Nothwendigkeit um so dringender, allen diesen falschen Vorstellungen vom Gebethe entgegen zu arbeiten.

Da es mich aber zu weit führen würde, wenn ich heute alle die falschen Vorstellungen, welche sich die Christen gemeiniglich von der Beschaffenheit, Kraft und Wirkung des Gebeths zu machen pflegen, aufzählen, und in ihrer Falschheit und Nichtigkeit darstellen wollte: so werde ich mich heute nur auf einige beschränken, und mich begnügen, wenn es mir nur gelingt, euch hierin auf vernünftigere Vorstellungen zu leiten.

Ich habe mir aber vorzüglich zwey Puncte gewählt, die mir einer ernstlichen Beherzigung vor andern werth scheinen, und zwar 1) **welches sind die eigentlichen Absichten, mit welchen der Christ bethen soll? 2) Welches die Vortheile, welche das Gebeth den Christen gewähret?**

Zwey Puncte, die einer Aufmerksamkeit um so mehr verdienen, je gewisser es ist, daß von dem einen, nähmlich von der Absicht, der ganze Werth und Nutzen des Gebeths abhängt, und

daß die Erwägung der Vortheile, welche das Gebeth allezeit gewährt, uns der stärkste Antrieb, und die kräftigste Ermunterung zum Gebethe ist; vernehmet mich.

Erster Theil.

Der erste Punct also, den wir in eine ernstliche Betrachtung ziehen wollen, ist: **Welches sind denn die eigentlichen Absichten, die der Christ beym Gebethe haben muß?** Was nun diesen Punct anbetrifft: so glaube ich nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß die meisten Christen sich bey ihrem Gebethe eigentlich gar keiner Achsichten bewußt sind. Schon in der frühesten Jugend, noch ehe unser Verstand erwacht ist, wird uns nichts mehr und tiefer eingeprägt, nichts nachdrücklicher eingeschärft, als fleißig zu bethen. Wir werden oft mit Zwang, mit Androhung empfindlicher Strafen zum Gebeth angehalten, man lehrt das Kind schon gewisse Gebethsformeln nachstammeln, und so wie es heranwächst, sieht es nichts häufiger, als Beyspiele bethender Christen, es hört nichts öfterer, als das Lobpreisen derjenigen, welche recht fleißig bethen. Und auf diese Art wird ihm endlich das Gebeth zu einer Gewohnheit, so wie andere Handlungen uns auch zur Gewohnheit werden. Man pflegt dann täglich zu bethen, ohne sich der Absicht deutlich bewußt zu seyn, warum man eigentlich bethet. Und hat man auch zuweilen irgend eine Absicht bey seinem Gebethe, so ist es

gemeiniglich eine falsche, und Gott unanständige Absicht. So denken z. B. manche Christen, sie müßten bethen, um Gott zur Aufmersamkeit auf sich, und auf ihre Bedürfnisse zu erwecken; sie meinen, Gott habe sie ganz vergessen, er denke nicht mehr an sie, und sie müßten ihre Wünsche und Bedürfnisse Gott vortragen, um ihn daran zu erinnern, und ihn damit bekannt zu machen, so wie ein Unterthan aus eben erwähnten Ursachen seinem Fürsten seine Noth vorträgt. Allein wie Gott unwürdig ist nicht eine solche Vorstellung? Wie sehr betriegen sich solche, wenn sie glauben, Gott bedürfe ihrer Erinnerung und der Bekanntmachung ihrer Wünsche und Bedürfnisse; da er ja weit besser weiß, was uns fehlt, und was uns wahrhaft nützlich oder schädlich ist, als wir selbst.

So manche andere, wenn sie auch Gott zutrauen, daß er ihre Noth und Bedürfnisse kenne, glauben doch, sie müßten bethen, um Gott durch ihr Gebeth zur Liebe, zum Mitleiden und zur Hülfe zu bewegen. Sie stellen sich nähmlich Gott als einen harten Menschen vor, den man oft mit wiederhohlten Bitten bestürmen muß, bis er sich nur so weit herabläßt, unsere Bitte anzuhören, dem man seine Noth mit den lebhaftesten Farben schildern muß, wenn es nur einen Eindruck auf sein Herz machen soll; und bey dem man oft Thränen in reichem Maße vergießen muß, wenn man sein hartes Herz zum Mitleiden erweichen will. Allein auch diese Vorstellung ist Gott höchst unwürdig, wer diese Absicht

bey seinem Gebethe hat, der kennet Gott noch nicht, wie ihn uns unser Herr und Heiland Jesus Christus vorstellt, nähmlich als einen liebevollen Vater, dessen Liebe gegen seine Geschöpfe niemahls erkaltet, der jedem seiner Kinder zu allen Zeiten den Zutritt zu sich verstattet; der auch den verirrten Sünder mit Liebe aufnimmt, und auf alle mögliche Art wieder zurecht zu weisen, und wieder zu gewinnen sucht.

Fern sey also von uns der Gedanke, als müßten wir durch unser Gebeth, dem Gott der Liebe erst Liebe einflößen! Fern sey von uns der Gedanke, als müßten wir Gott durch unser Gebeth die Beweggründe vorlegen, welche ihn zu unsrer Hülfe thätig und bereitwillig machen sollen.

Ferner gibt es noch andere Christen, welche bey ihrem Gebethe nichts geringeres zur Absicht haben, als daß Gott ihnen zu Gefallen den Lauf der Dinge, den seine Weisheit festgesetzt hat, ändern solle: sie fordert nichts weniger, als daß er ihnen durch ein Wunder aus ihrer Noth helfe, und ihre oft so ungereimten Wünsche befriedige. Noch thörichter ist die Meinung derjenigen, welche es durch das Gebeth bey Gott dahin zu bringen glauben, daß er durch seine unmittelbare Dazwischenkunft das Übel, welches sie drücket, von ihnen hinweg nehmen, und das Gute, welches sie wünschen, ohne alle eigene Bemühung ihnen zu Theil werden lasse. So gibt es viele Christen, welche Gott immer um zeitlichen Segen und irdischen Wohlstand bitten, dabey aber die Anwendung jener Mittel versäu-

men, welche zum zeitlichen Wohlstand beförderlich sind. So verläßt sich mancher, wenn ihn eine Krankheit befällt, bloß aufs Gebeth; er fleht zu Gott, er möchte ihn von seiner Krankheit befreyen; allein dabey braucht er nicht jene Heilkräfte, welche der Schöpfer in die Natur gelegt hat. Solche verlangen also von Gott nichts weniger, als Wunder auf Wunder. Wenn Gott ihren Wünschen und Bitten willfahren wollte: so müßte er immer den von Ewigkeit festgesetzten Lauf der Natur durch eine unmittelbare Einwirkung unterbrechen; er müßte von den allgemeinen Gesetzen, nach welchen er diese Welt regieret, beständig Ausnahmen machen. Ein solches Gebeth, wodurch man sich eigene Arbeit und Bemühung und den pflichtmäßigen Gebrauch seines Verstandes, und der natürlichen Kräfte zu ersparen sucht, ein solches Gebeth ist in der That eine Versuchung Gottes: man will seiner Weisheit und Macht gleichsam die Regeln vorschreiben, nach welchen sie zu unsrer Hülfe thätig und wirksam seyn sollen. Es zeigt zugleich von einem blinden Stolze, weil nicht das Geschöpf nach der Absicht des Schöpfers, sondern der Schöpfer nach der thörichten Laune des Geschöpfes sich bequemen soll. Welche Vermessenheit! dann hat ein solches Gebeth auch nie einen glücklichen Erfolg. Wer bloß durch Bethen zum zeitlichen Wohlstande gelangen will, der bleibt gewiß arm. Wer bloß durch Bethen seine vorige Gesundheit wieder herzustellen gedenkt, der wird sich gewiß am Ende getäuscht finden. Wer endlich durch

Bethen allein seine Seligkeit zu bewirken glaubt, und im übrigen sich wenig oder gar nicht um das redliche Thun, welches das Christenthum fordert, bekümmert, der wird sich beym Ausgange wahrlich ganz und gar betrogen finden.

Endlich gibt es auch Christen, welche das Gebeth gleichsam als einen Frohndienst ansehen, welchen man Gott zu leisten hat, sie stellen sich Gott als einen unumschränkten Monarchen vor, der gewisse Dienste von seinen Unterthanen fordert, auf deren Leistung er mit äußerster Strenge hält. Allein, wie Gott unwürdig diese Vorstellung sey, bedarf keiner weitläuftigen Erklärung; denn Gott bedarf unserer Dienste nicht, wir können ihm nichts geben, nicht nützlich werden, und Gott fordert nichts für sich, was ihm persönlich geleistet werden müßte.

Allein, könnte nun manches unter euch denken, wenn Gott nun schon zuvor besser weiß, wo es uns fehlt, als wir selbst, wenn er auch so gütig und liebevoll gegen uns gesinnt ist, daß wir ihn nicht erst durch vieles Bitten zum Mitleiden, zur Hülfe, zu bewegen brauchen, ferner wenn wir von Gott keine Wunder erwarten dürfen, sondern, unsere eigenen Kräfte anwenden müssen, wenn Gott endlich unser Gebeth zu seiner eigenen Glückseligkeit nicht verlangt, und auch nicht bedarf: was brauchen wir also noch ferner zu bethen, wozu nützt uns das Gebeth? So wahr alles dieß ist, so hat das Gebeth doch seine unläugbaren Vortheile für uns, wie ich euch noch kürzlich im zweyten Theile zeigen werde.

Zweyter Theil.

Die wesentlichen Vortheile des Gebeths lassen sich auf folgende zwey Stücke zurücke bringen. Das Gebeth nähmlich, wenn es rechter Art ist, hat den größten Einfluß erstlich auf unsere Besserung, und zweytens auf unsere Beruhigung; es ist eines der vortrefflichsten Mittel, welches uns Kraft und Muth zur Tugend und Rechtschaffenheit und Trost und Beruhigung in Bekümmernissen aller Art gewährt.

Erstlich ist das Gebeth ein vortreffliches Mittel zur Besserung. Um uns hiervon zu überzeugen, dürfen wir nur betrachten, was in der Seele eines wahrhaft Bethenden vorgehet. Wenn ich bethe, so ist nöthig, daß ich mir Gott gleichsam vergegenwärtige, daß ich mich Gott gleichsam ins Angesicht hinstelle, daß ich mein Verhältniß zu ihm, als ein Kind zu seinem Vater, und meine gänzliche Abhängigkeit von ihm, als ein Geschöpf von seinem Schöpfer, recht lebhaft vorstelle, daß ich mein Vertrauen auf ihn, durch den Gedanken an seine Güte, Macht und Weisheit, aufs neue stärke und belebe. Wer nun öfters auf diese Art bethet, sich so öfters mit diesem Andenken an Gott gleichsam vertraut macht, wer dergleichen Vorstellungen täglich bey sich erneuert; wie ist es möglich, daß ein solcher, dessen Seele mit so erhabenen Gedanken und Vorstellungen beschäftiget ist, noch sündhaften und unerlaubten Gedanken, Wünschen und Begierden in seiner Seele Raum geben kann? Verträgt sich wohl in einer und der nähmlichen Seele das lebhafte An-

denken an Gott, mit allerhand Vorstellungen und Entwürfen zum Bösen, schließt nicht das Eine nothwendig das Andere aus?

Welch ein herrliches Mittel ist nicht ferner das Gebeth, unser Herz mit Menschenliebe zu erwärmen, ja sogar uns den Sieg über Haß, Neid und Nachsucht leicht zu machen? Denn wenn wir so im Angesichte des allgemeinen Menschenvaters stehen, und überzeugt wissen; alles, was lebt, ist sein Geschöpf; allen gab er Leben und Daseyn — alle Menschen sind seine Kinder, die er alle mit gleichem liebenden Vaterherzen umfaßt, und daß er nur den hasse, der sich ihm nicht gleichgesinnt zu machen bestrebt, der nicht alle auch brüderlich liebt, Gutes wünscht, und sollten sie auch seine ärgsten Feinde seyn. Wie sehr müssen diese Vorstellungen uns zur herzlichen und aufrichtigen Menschenliebe bewegen! — So wie also das Kind verwerflich ist, das, wenn es zu Gott bethet, nicht auch zugleich für seine übrigen Geschwister bethet, eben so auch der Christ, der, wenn er bethet, nicht auch zugleich für Brüder und Feinde seine frommen Wünsche zu Gott abschickt — schickt er sie aber nicht ab, wird da nicht sein Herz mit wahrer Menschen- und Bruderliebe erfüllet werden?

Der Gedanke an Gott bringt demnach die stärksten Beweggründe zur Menschenliebe auf einmahl zum Bewußtseyn, und gibt ihnen neue Stärke, und die Erinnerung, daß ich zu Gott für meinen Feind gebethet habe, stärkt uns zum Siege über jede Versuchung zur Rache. Und so gibt das

Gebeth jeder andern Äußerung der Liebe, z. B. der Kinder, des Gatten, des Vaterlandes einen höhern Grad von Wärme. Die Fürbitte für Obrigkeiten und für alle Menschen, die mit uns in einer gemeinschaftlichen Verbindung leben, stärkt und verwahrt unsere Gewissenhaftigkeit in Beobachtung der gesellschaftlichen Pflichten. Das wahre Gebeth erzeugt also auch redliche Bürger, und nützliche Glieder des Staats.

Sehet Andächtige! einen solchen Einfluß auf Besserung, auf Tugend und Rechtschaffenheit, muß das Gebeth vermöge seiner Natur allezeit haben, wenn es nur recht beschaffen ist. Allein, wenn wir uns unter uns selbst umschauen: so sind diese seligen Wirkungen des Gebeths in unsern Sitten, in unserm Wandel und ganzen Leben, keineswegs sichtbar: wir bethen, und sündigen; welches doch unmöglich beysammen bestehen kann. Was läßt sich also anders daraus schließen, als daß unser Gebeth jene Eigenschaften nicht hat, welche es haben muß, wenn es uns zu bessern Menschen, rechtschaffenen Bürgern, und frömmern Christen machen soll.

Das Gebeth ist zweytens: **die reichhaltigste Quelle des Trostes und der Beruhigung in Sorgen und Bekümmernissen**; und dieß geht ganz natürlich zu. Denn wenn der Mensch schon alsdann Trost und Linderung bey seinen Sorgen und Bekümmernissen findet, so oft er sein Herz in den Schooß eines Freundes ausschütten kann; was muß er erst empfinden, wenn er seiner Angelegenheiten wegen mit Gott, der

sein bester Freund, sein Vater ist, sprechen kann? Was muß der lebhafte Gedanke, wenn er in vollem Lichte vor seiner Seele steht, wirken; Gott ist mein und aller Menschen Vater, er leitet alles zum Besten seiner Kinder! Ja, Andächtige! wer je in seinem Leben gelitten hat, wem je ein geheimer Gram seine Tage verkümmert hat, wem je Unglück und Elend Thränen aus den Augen gepresset hat, der kann aus Erfahrung sprechen, wie tröstlich mitten in der Schwermuth ein überlegter Aufblick zu Gott, wie süß eine einzige kindliche Ergießung des Herzens zu ihm ist. O, da verschwindet auf einmahl der Kummer aus der geängsteten Seele, alles wird leichter um uns her; Ruhe, Zufriedenheit mit seinem Schicksale, Heiterkeit des Geistes kehren dann wieder zurück; die verdüsterte Seele blickt wieder freyer um sich her, und das gepreßte Herz athmet wieder leichter.

Statt also der Traurigkeit und Unzufriedenheit mit seinem Schicksale in eurer Seele Raum zu geben, statt über die göttlichen Führungen und Verhältnisse zu murren und zu klagen, nehmet eure Zuflucht zum Gebethe. Da denkt euch Gott recht lebhaft als einen Vater. Da überzeugt euch recht von der Wahrheit, daß alles was er über uns verhängt, lediglich auf unsere Vollkommenheit und Glückseligkeit abgesehen sey, und daß auch Leiden und Prüfungen zu diesem Ziele hinführen; da klaget Gott eure Noth, da befestiget euch in dem Vertrauen und in der Ergebung in seinen göttlichen Willen. Aus dieser Quelle

schöpfet, und seyd versichert, daß sie niemahls für euch versiegen werde.

Ich habe euch nun theils auf die falschen Absichten, welche so viele Christen bey ihrem Gebethe haben, aufmerksam gemacht, habe euch gezeigt, wie ungereimt und Gottes unwürdig diese Absichten seyen; theils habe ich euch auch die wahren und unausbleiblichen Vortheile des Geveths vorgestellt. Nun bleibt mir nichts mehr übrig, als daß ich euch noch einmahl recht herzlich ermahne: ein Mittel, welches so viel zur Befestigung unserer Tugend und Rechtschaffenheit, und zu unsrem Troste und Beruhigung beytragen kann, ja fleißig zu gebrauchen, aber auch es auf eine solche Art zu gebrauchen, daß es jene seligen Wirkungen bey uns niemahls verfehle. Amen.

Predigt auf den Sonntag nach einem Bittage.

Von dem Geiste, der Art und Weise und der rechten Zeit des Gebethes.

Text.

Matth. VI. 7. 8.

Eingang.

In meiner letztern Predigt habe ich mich bestrebet, euch von verschiedenen Vorurtheilen in Ansehung der Kraft und Wirkung des Gebeths zu heilen. Besonders habe ich euch die falschen Absichten aufgedeckt, welche die meisten Christen bey ihrem Gebethe haben; ich habe euch das Unvernünftige, Zweckwidrige und Unziemliche dieser Absichten, in seinem wahren Lichte dargestellt; habe euch gezeigt, wie wenig sich alle jene falschen Absichten des Gebeths mit dem wahren Begriff von Gott, wie ihn uns die geläuterte Vernunft und die göttliche Offenbarung aufstellt, vereinigen lassen. Ich habe euch ferner die Vortheile geschildert, welche ein wohleingerichtetes Gebeth uns allezeit gewährt, nähmlich Kraft zum Guten, und Trost und Beruhigung im Unglück.

Allein durch alles dieß, was ich bereits vom Gebeth gesagt habe, ist diese wichtige Materie

terie bey weitem noch nicht erschöpft. Denn alles, was ich bereits vom Gebethe gesagt habe, bezieht sich nicht sowohl auf das Gebeth überhaupt, als vielmehr nur auf eine besondere Art des Gebeths, nähmlich das sogenannte Bittgebeth. Wir würden uns aber sehr irren, wenn wir das Gebeth überhaupt auf das Bittgebeth einschränken wollten; wenn wir uns einbildeten, man könne in keiner andern Absicht zu Gott bethen, als bloß sich neue Wohlthaten für die Zukunft von ihm auszubitten. Nein, A.! das Bittgebeth macht nicht das Gebeth überhaupt aus; wie es ein besonderes Bittgebeth gibt, so gibt es auch ein Gebeth der Anbethung, ein Gebeth des Dankes, ein Gebeth der Lobpreisung, und nur dasjenige, was diesen verschiedenen Arten des Gebeth gemeinschaftlich zum Grunde liegt, nur dieß allein macht das Gebeth überhaupt aus. Wollen wir also wissen, was Bethen überhaupt heißt, wollen wir den wahren Begriff des Gebeths, der sich auf alle Arten des Gebeths anwenden läßt, genau bestimmen: so müssen wir untersuchen, was denn jene verschiedene Arten des Gebeths unter sich gemein haben. Und eben dieß soll den Gegenstand meiner gegenwärtigen Rede ausmachen.

Ich werde euch also im ersten Theile zeigen, worin das wahre Wesen des Gebeths bestehe. Im zweyten Theile: wie man so bethen lerne, daß unser Gebeth von dem wahren Geiste des Gebeths belebt und beseelt sey, und endlich werde ich die ganze Materie mit

der Untersuchung schließen, wenn man denn eigentlich bethen solle?

Erster Theil.

Wollen wir wissen, worin das Gebeth überhaupt bestehe, so müssen wir vorerst untersuchen, was allen jenen Arten des Gebeths wesentlich und gemeinschaftlich zukömmt; dieses Gemeinschaftliche und Wesentliche der verschiedenen Arten des Gebeths, müssen wir ausheben, und dann daraus uns den allgemeinen Begriff des Gebeths überhaupt bilden.

Laß uns den Anfang mit dem Gebeth der sogenannten Anbethung machen und sehen, was denn das Wesentliche der Anbethung ausmache. Wenn der Christ Gott im Geiste und in der Wahrheit anbethen will: so muß er sich vor allen eine rechte lebhafte Vorstellung von der Größe und Erhabenheit Gottes machen. Von dieser Betrachtung der Größe und Erhabenheit Gottes muß er dann auf die Betrachtung seiner eigenen Niedrigkeit übergehen. Er muß von seiner gänzlichen Abhängigkeit von diesem unendlichen Gott recht überzeugt und durchdrungen seyn, er muß es recht lebhaft fühlen, daß er und alle übrige endliche Geschöpfe, wenn sie mit diesen unendlichen Wesen verglichen werden, in ein Nichts verschwinden. Wenn der Christ so seinen Geist zur Betrachtung über die Größe und Erhabenheit Gottes, über seine unbegränzte Allmacht, über seine untrügliche Weisheit erhoben, wenn er

sich diese unendliche Vollkommenheiten Gottes durch Betrachtung seiner herlichen Werke recht anschaulich gemacht hat; dann wird er gewiß von den Empfindungen der tiefsten Ehrfurcht, der gerührtesten Bewunderung und des willigsten Gehorsams gegen alle seine Gesetze erfüllt und durchdrungen werden; und haben sich einmahl diese Empfindungen seines Herzens bemächtiget; so werden sie gewiß nicht in seinem Herzen verschlossen bleiben, sondern sie werden sich in Worte ergießen, oder mit andern Worten: die Empfindungen seines Herzens werden, wenn sie sich in Worte auflösen, zum Gebethe werden. Was ist also das Wesentliche bey dem Gebethe der Anbethung? A.! nichts anders, als recht lebhafte Vorstellungen von der unendlichen Größe und Erhabenheit Gottes, und unsrer gänzlichen Abhängigkeit von ihm, verbunden mit den nothwendig daraus fließenden Empfindungen der Bewunderung, Ehrfurcht und des Gehorsams.

Eben so verhält es sich denn nun auch mit dem Dankgebethe Was macht wohl das Wesentliche eines Dankgebethes aus? Wie muß der Christ es anfangen, wenn er mit gerührten Herzen Gott danken will? Muß er nicht die Vorstellung von der alles umfassenden Güte Gottes recht lebendig und recht herrschend in sich werden lassen? Muß er sich nicht die zahllosen Wohlthaten, und den reichen Segen, welchen er alle Augenblicke auf jeden von uns, und auf alle seine Geschöpfe ausgießt, recht deutlich vor das Bewußtseyn bringen?

Muß er nicht in die Geschichte seines eigenen Lebens zurückgehen, und darin die Spuren der göttlichen Güte aufsuchen? Wie ihn nähmlich Gott aus dem Nichts ins Daseyn und Leben hervor gerufen, wie er ihn von Kindesbeinen an so wunderbar geleitet, und durch so viele Klippen und Gefahren glücklich hindurch geführet hat; mit einem Wort, muß er sich nicht Gott als seinen und aller Wesen Vater denken, der auch die Haare unseres Hauptes gezählet, und ohne dessen Vorwissen und Zulassung auch kein Sperling vom Dache fällt? Wenn sich dann sein Geist in Betrachtung dieser unzählbaren Wohlthaten verloren hat, wenn er sich ganz in die Vatergüte Gottes hineingedacht hat, mit welcher Stärke werden sich nicht diese Empfindungen aus seinem Herzen hervor drängen; wie werden sie sich nicht in Thränen, Seufzer und Worte ergießen! oder mit andern Worten: wie werden nicht alle jene lebhaften Vorstellungen von Gottes Güte und die dadurch erweckten Empfindungen zum wahren und herrlichen Dankgebethe werden?

Ich frage euch nun abermahls m A.! was macht das Wesentliche beym Dankgebethe aus? Nichts anders, als recht lebhafte Vorstellungen von der unendlichen Güte Gottes, verbunden mit den nothwendig daraus fließenden Empfindungen des Dankes, der Freude, der Liebe und des Vertrauens auf Gott.

Wenn wir ferner Gott um die Abwendung eines Uebels, oder um die Erlangung eines Guts bitten, was macht auch hier das Wesentliche unsers Gebeths aus? Was anders, als daß ich durch das Gefühl eigener Mängel und Bedürfnisse auf eine lebhaftere Vorstellung von Gott geleitet werde; was anders, als daß ich in Bekümmernissen mein Vertrauen und meine Zuversicht auf ihn, aufs neue stärke und belebe; was anders, als daß ich die Überzeugung bey mir erneuere, daß Gott in allen, und mithin auch in diesem Stücke mein Bestes bewirken werde; was anders, als daß ich die Hoffnung bey mir anfrische, daß, mein gegenwärtiger Wunsch mag mir von Gott gewähret werden, oder nicht, das letzte Ziel aller meiner Wünsche, nähmlich meine Glückseligkeit und Vollkommenheit, gewiß durch die mir bevorstehenden erwünschten oder widrigen Erfolge endlich werde erreicht werden? Wir kommen also auch bey dieser Art des Gebeths wieder auf das zurück, was allen übrigen Arten des Gebeths wesentlich zum Grunde liegen muß; nähmlich, lebhafte Vorstellungen von Gott, freudige Erinnerung an seine Vollkommenheiten und Eigenschaften.

Und eben dieß bestätiget auch noch die genauere Betrachtung des Gebeths der Lobpreisung Denn auch hier läuft alles dahinaus, daß man sich Gott und seine unendliche Vollkommenheiten recht lebhaft vorstelle, daß man bey der lebhaften Vorstellung derselben Freude empfinde,

und diese Freude dann auch durch äußerliche Worte und Zeichen zu erkennen gebe.

Aus dieser Betrachtung der verschiedenen Arten des Gebeths, ergibt es sich nun deutlich, worin die Natur des Gebeths überhaupt bestehe. Bethen heißt nähmlich nichts anders, als durch eine lebhafte Vorstellung Gottes, und seiner Vollkommenheiten, die jenen lebhaften Vorstellungen entsprechenden Empfindungen in sich erwecken, und diese Empfindungen durch Worte ausdrücken.

Und so müssen wir bethen lernen, wenn anders unser Gebeth für uns heilsam und nützlich seyn soll. Allein, wie sollen wir es denn anfangen, damit wir so bethen lernen? Hiervon noch kürzlich im

Zweyten Theile.

Wir dürfen keineswegs glauben, als sey die Kunst zu bethen, für den gemeinen Christen eine so schwere Kunst, daß die Erlernung derselben seine Fassungskräfte weit übersteige. Denn beym Gebethe kömmt es ja nicht darauf an, daß man eine ausstudierte und zusammenhängende Rede, gleichsam an Gott halte; es kömmt nicht darauf an, daß man die Worte, wodurch man Gott seine Empfindungen und Wünsche vortragen will, sorgfältig auswähle, und an einander reihe. Nein! das Gebeth soll eine Art des freundschaftlichen Umgang mit Gott, es soll die Herzenssprache eines Kindes mit seinem Vater

seyn, m. A.! sind wir wohl verlegen, wenn wir jemanden unsere Bedürfnisse entdecken, oder unsere Noth klagen sollen? Fehlt es uns wohl an Worten, wenn wir jemanden unseren Dank bezeigen wollen? Ist unsere Zunge nicht beredt genug, wenn es darauf ankömmt, etwas Schönes und Vollkommnes, welches den Beyfall unseres Verstandes und Herzens hat, nach Verdienst zu loben und zu preisen? Mit einem Worte, sind wir wohl je in den Fall gekommen, daß, wenn unser Herz von etwas recht voll war, uns die Sprache ihre Dienste versagt hätte? Gewiß nicht. Alles hängt nur davon ab, daß unser Herz wirklich von den Empfindungen erfüllt und durchdrungen sey, welche man beym Gebethe durch Worten ausdrücken will.

Wollen wir also mit Frucht bethen lernen: so müssen wir uns daran gewöhnen, öfters an Gott zu gedenken, und alles auf Gott zu beziehen. Ein einziger solcher guter Gedanke, der uns wirklich aus dem Herzen kömmt, ist dann mehr werth, als das weitläuftigste Gebeth, das wir aus einem Gebethbuche herlesen.

Und wie viele Gelegenheiten zu solchen guten Gedanken und Empfindungen biethen sich einem Christen, der nicht ganz gedankenlos dahin lebt, dar? Bald genießen wir ein Vergnügen, bald begegnet uns etwas Angenehmes, bald stößt uns eine widrige Begebenheit auf, bald begehen wir eine Thorheit, bald gelingt uns ein Sieg über unsere bösen Neigungen und Begier-

den. Mit einem Worte, es gibt der Gelegenheiten unzählig viele, wo man sich mit seinem Gemüthe zu Gott erheben, und ihm bald danken, bald preisen, bald sich vor ihm demüthigen, bald ihn um Schutz und Beystand anflehen kann. — Wir müssen nun den Werth und die Wirkung unseres Gebeths, nicht nach der Länge desselben schätzen. Unser Heiland sagt ja selbst, wenn ihr bethet, so machet nicht viel Worte. Denn es ist nicht möglich, daß der Mensch seine Aufmerksamkeit zu lange auf eine Sache heften kann. Und ohne diese Aufmerksamkeit, ohne diese Theilnehmung des Verstandes und des Herzens, wird man doch gewiß dem Gebethe keinen Werth und kein Verdienst beylegen können.

Ferner, wenn wir recht bethen lernen wollen: so müssen wir uns ja hüthen, uns an Gebethbücher und Gebethsformeln zu gewöhnen, die man alle Tage wiederhohlet. Denn gewöhnt man sich an ein Gebethbuch: so bringt man es endlich so weit, daß man alles, was in diesem Gebethbuche vorkömmt, größtentheils auswendig hersagen kann. Und eben so geht es, wenn man sich an gewisse Gebethsformeln gewöhnt; sie werden uns so geläufig, daß man sie hersagt, ohne daran zu gedenken, was man sagt. Diese Unachtsamkeit, diese Nichttheilnehmung der Seele an der Bewegung der Zunge und der Lippen, ist unwillkürlich, und wir können uns keine stundenlange Aufmerksamkeit auf Gegenstände befehlen, die für uns, weil sie alle Tage vorkommen, allen

Reitz der Neuheit verloren haben. Man soll also aus seinem eigenen Herzen bethen lernen, man soll Gott seine Empfindungen und Wünsche vortragen, wie wir sie im Herzen haben, ohne großen Aufwand von Worten, und man soll die Gebethbücher und Gebethsformeln bloß als einen Nothbehelf ansehen und gebrauchen; um uns damit beym Nachdenken über Gott nachzuhelfen, in uns würdige Vorstellungen von Gott zu veranlassen, und der Zerstreuung vorzubeugen.

Dabey muß man aber das immer vor Augen behalten, daß nicht das Lesen der Gebethbücher, sondern die beym Lesen lebhaft gewordenen Vorstellungen von Gott, und die aufsteigenden guten Empfindungen des Herzens, das eigentliche Gebeth ausmachen.

Hieraus ergibt sich auch, wie schädlich es sey, wenn man Kinder zu frühe an gewisse Gebethsformulare gewöhnt, und sie dieselben des Tags öfters hersagen läßt, oder sie wohl gar mit Gewalt zum Bethen zwinget. — Alsdann muß das Gebeth nothwendig ein Werk der Lippen werden. Es wird dasjenige, was es als eine Wohlthat schätzen, und woran es ein Vergnügen finden sollte, als ein lästiges Übel ansehen. Wird dieser Zwang nun oft wiederhohlt, so nimmt das Kind diese Abneigung gegen das Gebeth, mit in die Jünglingsjahre hinüber, es behält sie als Mann und als Greis. O, wie traurig ist es, wenn man sehen muß, wie oft gerade die kräftigsten Mittel und Anstalten, durch die so viel Gutes könnte geleistet werden, durch

den verkehrten Gebrauch der Menschen unwirksam gemacht werden!

Auf die Frage endlich: „wenn man bethen solle?“ läßt sich aus der Natur des menschlichen Herzens, und aus dem Wesen des Gebeths selbst, die Antwort leicht ableiten. Bethe nähmlich, wenn dein Herz bewegt, und dazu aufgelegt ist; bethe aber auch nicht länger. Jedes Gebeth sollte daher nur gelegenheitlich seyn. Am schicklichsten aber zum Gebethe sind jedoch die Morgen- und Abendstunden Denn durch das Morgengebeth wird die Seele in eine Stimmung versetzt, welche sie viel fähiger macht, den Anwandlungen sinnlicher Begierden zu widerstehen Das Gewissen wird zu einer regen Wachsamkeit geweckt, die verhindern wird, daß uns sündliche Thorheiten nicht so leicht überraschen. Das Abendgebeth aber soll eine strenge Prüfung vor Gottes Angesichte seyn. Die Erinnerung an das Gute, das wir gethan haben, wird ein gewisses Vergnügen über unsere Seele verbreiten, und ein neuer Beweggrund zu edlen Handlungen für uns werden. Die Wahrnehmung unserer Thorheiten und Fehltritte aber, wird uns zur Reue und zu einer geschärfteren Aufmerksamkeit auf uns selbst auffordern; und so werden wir selbst aus dem Bösen wieder Gutes ziehen. Werden wir so bethen lernen, meine Andächtige! werden wir zwar oft, aber kurz und aus dem Herzen, und mit eigenen Worten bethen, dann wird das Gebeth unsere Herzen zu allem Guten erwärmen, unser Herz wird an dem Theil nehmen, was der Mund spricht, und in der Folge wird die heilsame

Wirkung des Gebeths auch in unserm äußerlichen Leben und Wandel sichtbar werden.

Auf den dritten Sonntag nach Pfingsten.

Von der Beschaffenheit und der großen Gefahr des geistlichen Stolzes.

Text.

Die Pharisäer und Schriftgelehrten murreten, und sprachen: dieser nimmt die Sünder auf, und ißt mit ihnen. Luk. XV. 2.

Bekanntlich waren die Pharisäer die abgesagtesten Feinde unseres Heilandes. Wie man nun immer, wenn man einmahl gegen jemanden einen Haß und Feindschaft in seinem Herzen hegt, jede Gelegenheit begierig aufsuchet und ergreift, wo man hoffen kann, seinem Feinde auf irgend eine Art beyzukommen; eben so machten es nun auch die Pharisäer; sie lauerten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf alles, wodurch sie das Anse-

hen Jesu bey dem Volke schwächen zu können, glaubten, sie beobachteten mit scharfsichtigen Augen, alle seine Tritte und Schritte, sie thaten die verfänglichsten Fragen an ihn, auch seinen unschuldigsten Handlungen suchten sie böse Absichten anzudichten; mit einem Worte, sie wußten aus allem, was Jesus redete und that, Gift zu saugen.

Das heutige Evangelium liefert uns wieder einen Beweis von dieser bösen Sinnesart der Pharisäer. Es stellt sie uns dar, wie sie sich über den Umgang unsers Heilandes mit Zöllnern, und sein leutseliges Betragen gegen sündhafte Leute, aufhalten, und wie sie ihm eben dasjenige, was doch den Hauptzweck seiner Sendung in die Welt ausmachte, zum Verbrechen machen. Und was verleitete die Pharisäer zu diesen unbilligen Urtheilen über den Umgang Jesu mit Sündern und Zöllnern? Nichts anders, Andächtige! als ihr geistlicher Stolz. Diese Leute hatten nähmlich eine so hohe Einbildung von ihrer Tugend und Rechtschaffenheit, daß sie sich zu verunreinigen glaubten, wenn sie sich in einigen Umgang mit Zöllnern und andern Sündern einließen. Sie hielten nun einmahl alle Zolleinnehmer für ungerechte Leute, und sahen deßwegen mit der beleidigendsten Verachtung auf sie herab. Weil sie nun sahen, daß das Betragen Jesu in diesem Stücke dem ihrigen gerade entgegen gesetzt war: weil sie sahen, daß er auch Sünder mit der sanftesten Schonung behandelte, und auch bey Zöllnern einkehrte, so war

ihnen dieß schon ein hinreichender Grund, das Betragen Jesu zu tadeln.

Allein sie wurden auch hier von Jesu nach Verdienst wieder beschämt und abgefertiget. Denn er zeigt ihnen in Parabeln auf das einleuchtendste: daß eben dieser Umgang mit Sündern und Zöllnern, dem Zwecke seiner Sendung am angemessensten sey, und so brachte er eben dadurch ihre tadelsüchtige Zunge zum Schweigen.

Andächtige! der geistliche Stolz, welcher den Hauptzug in dem verderbten Character der Pharisäer ausmachte, und welcher sie zu so vielen lieblosen Urtheilen und Handlungen verleitete, gibt mir heute Gelegenheit, eine etwas genauere und ausführlichere Betrachtung über dieses Laster anzustellen. Ich werde daher 1) zeigen, **worin der geistliche Stolz eigentlich bestehe**; und 2) **wie bedenklich und gefährlich der sittliche Zustand eines solchen Geistlichstolzen sey.** Schenket mir dazu eure Aufmerksamkeit!

Erster Theil.

Wenn wir die wahre Natur und Beschaffenheit des geistlichen Stolzes wollen kennen lernen, so müssen wir zuvor die Natur des Stolzes überhaupt kennen; denn der geistliche Stolz ist weiter nichts als ein besonderer Zweig des Stolzes überhaupt Wie ist denn nun der Stolze überhaupt geartet? Der Stolze glaubt Vorzüge und Vollkommenheiten zu besitzen, die er wirklich nicht besitzt, und setzt den Werth der etwaigen Vorzü-

ge, die ihm wirklich eigen sind, viel zu hoch an. Der Stolze rechnet sich seine wirklichen Vorzüge und Vollkommenheiten nur allein zum Verdienst; er gibt dafür nur sich selbst, und nicht Gott die Ehre. Der Stolze endlich läßt den Verdiensten und Vorzügen anderer Menschen keine Gerechtigkeit widerfahren. Diese drey Merkmahle geben die Natur des Stolzes überhaupt an.

Lasset uns nun hiervon die Anwendung auf den geistlichen Stolz machen, und sehen, in wie fern eben diese Merkmahle auch auf den Geistlichstolzen passen. Erstlich also wähnt sich der Stolze im Besitze aller der Vorzüge und Verdienste zu seyn, die ihm doch wirklich fehlen, oder er setzt doch den Werth seiner etwaigen Vorzüge und Verdienste viel zu hoch an; und gerade so macht es auch der Geistlichstolze. Seine Eigenliebe unterhält in ihm den schmeichelhaften Wahn, als habe er das Ziel christlicher Vollkommenheit schon wirklich erreicht, oder er sey wenigstens nicht allzuweit mehr davon entfernt. Er zählt sich unter das seiner Meinung nach äußerst kleine Häuflein der frommen und gerechten Seelen, die der besondere Gegenstand der Liebe und des Wohlgefallens Gottes sind.

Noch häufiger aber hält er etwas für Tugend und Rechtschaffenheit, was doch diesen ehrwürdigen Nahmen auf keine Weise verdient. Denn wie der Stolz überhaupt mit Dummheit gepaaret ist: so verhält es sich auch mit dem geistlichen Stolze. Der Geistlichstolze rechnet mit der stolze-

sten Selbstzufriedenheit seine Rosenkränze, seine Brüderschaften, seine Fasttage, seine gegebenen Almosen, seine vielen gehörten Messen, seine vielen Beichten, Communionen und Ablässe her, und es fällt ihm nicht ein, daß jene Pharisäer im Evangelio eben so viele gute Werke aufzuweisen hatte, und doch von Gott verworfen wurde, es fällt ihm nicht ein, daß alle diese Dinge die wahre Tugend nicht ausmachen, daß sie mit Verstand gebraucht, nur Erleichterungs- und Beförderungsmittel der Tugend sind. Es fällt ihm nicht ein, daß alle jene Dinge, wenn sie nichts zu unserer sittlichen Besserung, nichts zur Veredlung unseres Sinns und Wandels beytragen, wenn sie uns nicht in Beobachtung und Erfüllung unserer allgemeinen sowohl, als besonderen Standes- und Berufspflichten eifriger und gewissenhafter machen, daß, sage ich, alle jene Dinge in den Augen Gottes nicht den geringsten Werth haben; es fällt ihm nicht ein, daß Liebe Gottes und des Nächsten, die Hauptsache und die Summe des Gesetzes ausmachen, und daß sehr oft in dem Herzen derjenigen, welche doch in Verrichtung jener gottesdienstlichen Handlungen so äußerst gewissenhaft und ängstlich sind, gar keine, oder doch nur schwache Funken jener Gottes- und Menschenliebe zu finden sind.

Der Stolze rechnet sich zweytens seine Vorzüge und Vollkommenheiten allein zum Verdienste an; er gibt nur allein sich, und nicht zugleich auch Gott dafür die Ehre. Und gerade so macht

es auch der Geistlichstolze. Er macht viel Rühmens und Aufhebens davon, daß er von manchen Schwachheiten, welche andern ankleben, frey ist, daß er gewisse Fehltritte, welche andere gethan haben, vermieden hat. Er schilt mit menschenfeindlicher Härte alle diejenigen, welche sich jener Vergehungen schuldig gemacht haben, von welchen er sich glücklicher Weise frey erhalten hat. So prahlt Manche mit ihrer noch unbefleckten Keuschheit und Reinigkeit, und sieht mit verachtenden Blick auf eine andere herab, deren Unschuld an der Klippe der Verführung gescheitert ist. Und doch hat vielleicht jene die Erhaltung ihrer Keuschheit und Unschuld keiner andern Ursache zu verdanken, als weil sie auf keine solche harte Probe ist gesetzt worden; weil sie keine solche reitzende Versuchung zu bekämpfen hatte, und in keine solche verführerische Gelegenheiten gerathen ist, als diese. Sonst würde sie jenen Reitzungen und Versuchungen vielleicht eben so wenig Widerstand gethan haben; so wie eine Blume unversehrt bleibt, vielleicht, weil sie von solcher Natur ist, daß sie scharfe und rauhe Winde eher vertragen kann, oder weil sie an einem solchen Orte steht, wo sie weder eine Nordluft anwehen, noch ein Reif mit seiner tödtenden Kälte beschädigen kann. Ein anderer rühmt sich seiner Gerechtigkeit, daß er z. B. nie das Eigenthum eines andern im geringsten gekränkt und verletzt habe, und wirft andern ihre etwaigen Vergehungen in diesem Stücke mit der feindseligsten

sten Bitterkeit vor. Und wer weiß, ob nicht eben dieser Prahler, den nähmlichen Versuchungen zur Ungerechtigkeit unterlegen wäre.

Diese Geistlichstolzen bedenken nicht, daß sowohl die Tugendhaftigkeit als Lasterhaftigkeit der meisten Menschen, größtentheils von den äußern Umständen abhängt, in welche der Mensch gesetzt wird, und daß man mithin seiner Tugenden sich nie überheben, und andere wegen ihrer Laster nicht als gänzlich verworfen ansehen und behandeln müsse; sie bedenken nicht, daß unser Heiland sogar eine Ehebrecherinn, über welche die stolzen Pharisäer schon das Verdammungsurtheil ausgesprochen hatten, mit Güte und Nachsicht behandelt habe; sie bedenken nicht, daß wenn sie an der Stelle jener Fehlenden gewesen wären, sie um nichts besser würden gehandelt haben.

Drittens endlich, läßt auch der Stolze fremden Vorzügen und Verdiensten, selten oder niemahls Gerechtigkeit wiederfahren. Und gerade so macht es auch der Geistlichstolze. Der Geistlichstolze ist nur immer geschäftig, die Blößen anderer Leute auszuspähen, er sieht immer nur die Splitter in den Augen anderer; möchte gern durch den äußern Glanz seiner Scheinheiligkeit alle andere verdunkeln und in Schatten stellen. Er zergliedert die guten Handlungen anderer so lange, bis er endlich etwas herausbringt, wodurch er den Werth derselben herabsetzen kann. Und kann er der That selbst nichts

anhaben: so forscht er doch nach den geheimen Absichten und Triebfedern derselben so lange, bis er etwas entdeckt, wodurch er sich berechtigt hält, die Tugenden eines andern nur für Scheintugenden zu erklären.

Sehet, Andächtige! dieß ist das häßliche Bild des Geistlichstolzen. Stellet euch nun diesem Bilde gegenüber, betrachtet dasselbige aufmerksam, und sehet, ob ihr nicht einige Züge darin wahrnehmet, die auch auf euch passen. Solltet ihr einige Ähnlichkeit mit diesem Bilde und euch selbst erblicken: so lasset es euch um so mehr angelegen seyn, diese ähnlichen Züge in euch wieder zu verwischen, je bedenklicher und gefährlicher der ganze sittliche Zustand eines solchen Geistlichstolzen ist, wie ich euch noch kürzlich im zweyten Theile zeigen werde.

Zweyter Theil.

Der sittliche Zustand eines Geistlichstolzen ist um so bedenklicher und gefährlicher, je weniger er die Gefahr desselben ahnet, und je sorgloser er ist, um sich aus diesem gefährlichen Zustande wieder heraus zu helfen. Der Geistlichstolze ist hierin einem Kranken ähnlich, der in der Fieberhitze sich eine solche Stärke und Kraft zutraut, daß er vermögend wäre, die schwersten Lasten zu tragen. Oder einem Wanderer, der in der Dunkelheit der Nacht auf einem schmalen Pfade am Rande eines tiefen Abgrundes unbesorgt fortwandelt, und dabey sich auf einer brei-

ten und gebahnten Straße zu befinden glaubt. Auch hat er meistentheils das nähmliche Schicksal, welches jene beyden leicht treffen kann. Denn, wird jener Kranke nicht fleißig bewacht: so wird er vielleicht irgend etwas wagen und unternehmen, wodurch er sich auf einmahl gänzlich zu Grunde richtet, und dieser Wanderer wird unvermuthet in dem Abgrunde sein Grab finden. Eben so ist auch der Geistlichstolze gemeiniglich ohne Rettung verloren. Denn eine sittliche Besserung kann von dem Geistlichstolzen um so weniger erwartet werden, je weniger er das Bedürfniß einer sittlichen Besserung fühlt, und je mehr es ihm an der einzigen Grundlage aller wahren, sittlichen Besserung, nähmlich an der Selbstkenntniß fehlt. Denn wenn es wahr ist, daß sich die Mängel, welche man an sich hat, nicht verbessern, und die Sünden, denen man ergeben ist, nicht ablegen lassen, wenn man sie nicht deutlich eingesehen, und die Nothwendigkeit, ihnen entgegen zu arbeiten, nicht lebhaft empfunden hat; wie läßt sich von dem Geistlichstolzen eine sittliche Besserung erwarten, von dem Geistlichstolzen sage ich, der von allen Mängeln frey, und über die Schwachheiten und Gebrechlichkeiten der menschlichen Natur erhaben zu seyn, sich dünkt? Der Geistlichstolze kann also nicht durch das Gefühl seiner eigenen Mängel und Sünden zur sittlichen Besserung gebracht werden, und es ist keine Hoffnung, daß er durch sich selbst den Grund dazu legen werde. Allein das Schlimmste

ist, daß auch die Hülfe anderer Leute für ihn gemeiniglich fruchtlos und vergeblich ist. Denn niemand ist für Belehrungen, Warnungen und Einreden anderer weniger empfänglich, als der Stolze. Wer es wagt, ihm den Spiegel vorzuhalten, worin er seine eigene Häßlichkeit erblicken könnte, den hält er eben darum schon für gottlos und lasterhaft, weil er an dessen Tugend noch Flecken sieht, und weil er ihm denjenigen Werth nicht zugestehet, welchen er selbst in seinen eigenen Augen hat. Und wie sollte er nun von einem, der in seinen Augen der sittlichen Besserung selbst so sehr bedarf, Belehrung und Warnung annehmen? Hört er aber etwa in Predigten von Tugend und Laster reden, oder liest er davon in Büchern: so fällt es ihm nicht ein, das Gehörte oder Gelesene auf sich selbst zu deuten und anzuwenden, sollte er auch noch so deutlich und treffend darin abgeschildert seyn. Vielmehr stellt ihm sein Gedächtniß allezeit andere Leute dar, auf welche seiner Meinung nach, diese und jene Predigt vollkommen passen.

Was für ein Weg zur Besserung bleibt denn nun für einen solchen Geistlichstolzen noch übrig? Kann ihm Gott vielleicht durch Kreuz und Leiden, durch Unglück und Verfolgung von seiner Thorheit und Verblendung heilen? Auch diesen Weg zur Besserung schlägt Gott oft vergebens mit dem Geistlichstolzen ein. Weit öfterer gelingt es ihm, selbst den verstocktesten Sünder dadurch zum Stillstand auf dem Wege des

Lasters zu bringen, als einem solchen Geistlichstolzen die Augen zu öffnen. Denn dieser sieht Kreuz und Leiden, Unglück und Verfolgung für das Loos an, welches von je her alle Tugendhafte betroffen habe, und schmeichelt sich also, daß er durch dieß Kreuz und Leiden sich in die Classe jener Heiligen hinauf schwinge, deren Tugend ehemahls eben so durch Kreuz und Leiden sey geprüft worden, als wie nun die seinige. Sein geistlicher Stolz wird also durch die ihm zugeschickten Leiden und Prüfungen eher noch vermehrt, als vermindert; so daß also auch diese Quelle der sittlichen Besserung für ihn so gut, als vertrocknet ist. Wenn aber die Leiden und Prüfungen Gottes nicht vermögend sind, ihn zu bessern: so können die Wohlthaten und Segnungen Gottes, diese Besserung noch viel weniger bewirken. Denn auch in diesen Wohlthaten und Segnungen Gottes, wird er nur Nahrung seines Stolzes finden; weil er sie nähmlich für nichts anders, als für verdiente Belohnungen seiner Tugend ansieht, und alle diejenigen, welchen Gott jene Wohlthaten nicht zu Theil werden läßt, für böse und gottlose Menschen hält, welchen Gott jene Wohlthaten zur Strafe für ihre Sünden entzöge oder versagte.

So ist also dem Geistlichstolzen fast an keiner Seite beyzukommen. Man mag ein Mittel versuchen, welches man immer will, so weiß sein Stolz die Wirkung desselben zu vereiteln. Und so ist der Geistlichstolze einem unvermeidlichen Un-

tergange preis gegeben, wenn Gott nicht durch außerordentliche Mittel die Decke, welche über seinen Augen hängt, von ihm hinwegnimmt.

Wenn nun also der sittliche Zustand eines Geistlichstolzen in jeder Rücksicht äußerst bedenklich und gefährlich ist, Andächtige! so wollen wir dann diesen geistlichen Stolz nie in unsere Herzen einschleichen lassen! Vielmehr wollen wir das Gefühl unserer eigenen Mängel, Thorheiten und Sünden, recht rege und lebhaft in uns zu erhalten suchen; wollen uns nie von den falschen Vorspiegelungen unserer Eigenliebe täuschen lassen, welche unsere Tugenden reiner und größer vorstellt, als sie an sich sind, unsere Fehler aber geringer und unbedeutender, als sie an sich sind; wollen gegen wirklich Fehler- und Lasterhafte, mehr Mitleiden, als Verachtung zeigen, und dabey denken: Wer weiß, ob ich, wenn ich in der nähmlichen Lage, in allen den innern und äußern Umständen dieses Menschen mich befunden hätte, mich nicht gröberer Verbrechen würde schuldig gemacht haben? Wer weiß, ob ich in gleich starken Versuchungen zur Sünde, so großen Widerstand gethan hätte, als er wirklich gethan hat?

So wenigstens war unser Heiland gegen die Sünder gesinnt. Er behandelte sie mit liebreicher Schonung, und nie überhäufte er sie mit bittern Vorwürfen; und doch war er der reinste und heiligste. Wie vielmehr haben wir also Ursache, diese Schonung und Nachsicht gegen Irrende und Fehlende zu beweisen, da wir einer ähnlichen

Nachsicht und Schonung so oft selbst bedürfen. Amen.

Am siebenten Sonntage nach Pfingsten.

Von der Abscheulichkeit der Häucheley.

Text.

Seyd wohl auf eurer Huth der falschen Propheten wegen, die in Schafskleidern zu euch kommen, innen aber reissende Wölfe sind. Matth. VII. 15.

Wir wissen es sehr wohl, auf welche Personen der Heiland besonders abzielte, da er seinen Jüngern und Freunden diese Warnung gab. Es waren gerade die Leute, von denen er anderswo recht schön sagte: sie sind wie übertünchte Gräber, die von außen gleißen, innen aber voll stinkenden Moders sind. Das waren damahls die Pharisäer, und heut zu Tage sind es alle Häuchler, alle Scheinheilige, alle die, welche äußerlich gut und brav scheinen, im Herzen aber Bösewichter sind. Von ihnen läßt sich recht schön sagen: sie kommen in Schafspelzen zu euch, sind aber inwendig gefräßige Wölfe. Von einem Schafe hat man

nichts zu fürchten. Es ist seiner Natur nach, ein duldendes, friedliches Thier; ein Thier, das leicht zufrieden ist, mit dem, was es hat, es ist nicht listig, nicht gewaltsam, es ist ein gutes Thier. Ein Wolf aber ist gerade das Gegentheil; blutgierig, räuberisch, gewaltsam, listig, schleichend, grimmig, jede Beleidigung zu rächen, hat man von ihm alles zu fürchten. Häuchler, Leute, die von außen gut und brav scheinen, inwendig aber Bösewichter sind, gleichen eben von außen den Schafen, sind eben so duldend, so friedsam, so gutwillig, wie sie; im Grunde aber sind sie so gefährlich, wie Wölfe, so grausam, so unversöhnlich, so verderblich, so arglistig, so gewaltsam, wie Wölfe. Und solche Leute muß jeder Redliche von ganzem Herzen verabscheuen. Ein offenbarer Bösewicht, ein erklärter Taugenichts ist mir weit lieber, und ihn ziehe ich einem Häuchler weit vor. Denn am erstern irrt man sich doch nicht; man weiß, für wen man ihn zu halten hat, kann auch vor ihm auf seiner Huth seyn, er stiftet daher auch nicht so viel Böses, als ein Häuchler, von dem man so leicht hintergangen wird, der oft gerade da am gefährlichsten für uns ist, wo wir nichts von ihm befürchten, oder gar alles Gute von ihm erwarten.

L. Z.! wenn es einige unter euch geben sollte, die die Welt für brav hält, die im Grunde aber ein böses, verdorbenes Herz haben, oder die absichtlich darauf ausgehen, ihrer innern Bösartigkeit vor den Augen der Menschen einen guten Anstrich zu geben; wenn es einige unter

euch geben sollte, denen ihr Gewissen sagt: o, ich bin das nicht, für was mich die Leute halten, ich bin böse und verdorben, und man hält mich für brav, ich bin ein Taugenichts, und suche vor den Leuten für einen rechtschaffenen Christen zu gelten; wenn, sage ich, einige von euch in diesem Falle seyn sollten: so gebt euch alle Mühe, doch recht bald das wirklich zu seyn, und zu werden, für was euch die Leute wirklich halten sollen; betriegt die Welt nicht weiter mehr, ändert euer Herz, macht, daß wirklich alles das Gute an euch zu finden sey, was man euch zutrauet. **Denn ein Häuchler, ein Mensch, der äußerlich brav scheinen will, im Herzen aber der größte Bösewicht ist, ist verabscheuungswürdig an sich, verabscheuungswürdig vor der Gemeinde, in der er lebt, verabscheuungswürdig vor Gott.** Dieß alles will ich euch nun eines nach dem andern zu beweisen suchen.

I. Ein Häuchler ist erstlich verabscheuungswürdig an sich. Wenn ich auch nicht daran denke, daß er in einer Gemeinde lebt, oder daß Gott eine aufrichtige und ungehäuchelte Tugend von ihm fordert. Stellt euch nur einmahl einen Häuchler, oder einen Menschen, der darauf ausgeht, äußerlich gut und brav zu scheinen, während daß er im Grunde der größte Bösewicht ist, recht lebhaft vor Augen, beobachtet ihr aber sein Thun und Lassen, wie er sich geberdet, wie er alle Künste der Verstellung anwendet, um die Welt zu überreden, daß er ein braver Mann sey,

indeß er im Herzen vielleicht der größte Schurke ist. Ich will euch einmahl so einen Häuchler zeichnen, daß ihr meinen sollet, ihr sehet ihn leibhaftig vor euch; gewiß, ihr werdet vor so einem Gemählde zurückfahren, und bey euch denken, ja, es ist etwas abscheuliches um einen Häuchler, euer eigenes Gefühl wird euch dann sagen, daß ich recht habe, wenn ich behaupte, ein Häuchler sey an und für sich schon verabscheuungswürdig. Da steht er vor mir, der heimliche Schurke; ich sehe ihm ins Gesicht, er macht mir eine gute Miene; er sieht mich freundlich an, daß ich meinen soll, ich hätte eine gute Seele vor mir; seine Stirn ist offen und heiter; wenn ichs nicht sonst schon wüßte, daß er ein geheimer Bösewicht sey, so würde ich aus seiner Miene, aus seinem Gesichte nicht das geringste Falsche, nicht die geringste Tücke ahnen; sein freundschaftliches Lächeln scheint mir ein wohldenkendes Herz anzukündigen. Nun fange ich an über allerley Sachen mit ihm zu reden; da ist seine Sprache so unschuldig, so christlich, daß ein Unwissender sich so gut durch ihn erbauen könnte, wie ehemahls am Pfingstfeste die Anwesenden zu Jerusalem, durch den Mund des heiligen Petrus erbaut wurden. Wir reden von Gott, seiner gerechten Führung und weisen Welteinrichtung mit einander; und die Gottesfurcht selbst, die tiefste Verehrung des Allerheiligsten, die aufrichtigste Frömmigkeit selbst scheint aus ihm zu sprechen. Im Grunde aber ist er ein Gottesvergessener, ein Gotteeverächter, wie abscheulich! Wir reden über das menschliche Thun

und lassen: gleich fängt der Häuchler an über die böse Welt zu schimpfen; er sieht aus lauter falschem Eifer für Tugend, überall nichts als Böses an den Menschen. Ja, der Häuchler führt mir sogar Beyspiele an; er nennt diesen und jenen; der spricht er, ist ein Erzdieb, jener ist ein Hurer, dieser ein Trunkenbold. Nun macht er über jeden seine erbaulichen Anwendungen, und geräth dabey in den Feuereifer eines Elias oder Johannes; und dieser Häuchler, der über andere so loszieht, ist selbst ein Dieb, selbst ein Hurer; aber er ist es noch ins geheim; er hat in seinem Leben vielleicht schon dreymahl mehr gestohlen, als jener, den er mir genennt hat; der ganze Unterschied ist nur der: von jenem ist es bekannt geworden; der Häuchler weiß sich aber unter der Decke zu erhalten. Sehet, das ist ein Häuchler! das ist sein Thun! das sind seine abscheulichen Verstellungskünste! Ekelt es euch nun nicht vor so einem abscheulichen Menschen? Ist er nicht der abscheulichste Widerspruch selbst; bey dem Mund und Herz, Rede und Handlung, das Äußere und das Innere, himmelweit von einander verschieden sind!

Ein Häuchler ist also an sich schon verabscheuungswürdig, wenn wir ihn nur nehmen, wie er an sich ist. Seine Sinnesart, seine Verstellungskunst, macht ihn schon an und für sich hassenswürdig; aber noch verabscheuungswürdiger muß er uns werden, wenn wir bedenken, daß er in einer Gemeinde lebt; II äußerst verab-

scheuungswürdig ist er also auch zweytens vor Menschen.

Wir alle wünschen, daß sich andere gegen uns so zeigen, wie sie wirklich sind. Haben wir einen Feind: nun gut; wenn wir das einmahl wissen, so können wir uns doch vor ihm hüthen. Ein offenbarer Feind wird uns nicht so schädlich, als ein geheimer und versteckter Feind. Denn jenem kann man doch manch Mahl ausweichen; diesem aber niemahls. Wenn uns aber jemand ins Angesicht schmeichelt, sich freundschaftlich gegen uns stellt, und dabey im Herzen doch böse Anschläge gegen uns hegt; sagt selbst, ist so ein Mensch nicht etwas ganz unerträgliches? Was habt ihr auch nicht alles von ihm zu fürchten? Überhaupt, wenn Leute offenherzig sind, wenn wir sie sowohl von ihrer guten als bösen Seite kennen: so können wir uns doch nach ihnen richten, unser Betragen gegen sie so einrichten, wie es Vorsicht und Klugheit gegen sie erfordert; man weiß doch, nach der gemeinen Sprache zu reden, wie man mit solchen Leuten daran ist. Vor dem bekannten Diebesgesindel kann man seine Thüre verriegeln; vor dem Straßenräuber sich manch Mahl mit der Flucht retten; vor dem Zänker und Polterer sich durch Behuthsamkeit im Reden und im Umgange verwahren; vor dem offenbaren Verführer der Unschuld kann sich das Mädchen durch Vermeidung alles Umgangs mit ihm, schützen. Aber vor dem ehrlich scheinenden Diebe, vor dem geheimen Intriguenspieler, vor dem

listigen und Unschuld häuchelnden Verführer, während er im Herzen gegen die Unschuld die größten Schandthaten ausbrütet, kann der Mann, die Frau und das Mädchen sich so leicht nicht hüthen.

Der Häuchler ist also der verwerflichste Betrieger der ganzen Gesellschaft. An ihm irren sich Große und Kleine, Jung und Alt; der Beamte hält ihn für einen treuen Unterthan, der Geistliche für einen eifrigen Gottesverehrer, ob er gleich im Herzen ein Gottesläugner ist; die Gemeinde hält ihn für einen redlichen Mann, obwohl er der größte Schurke im Herzen ist.

Ist so ein Mensch nun nicht verabscheuungswürdig vor den Menschen, die er so hintergeht, so gleichsam zum Besten hat! Seine Freunde halten ihn, den Häuchler, für einen Mann von der edelsten Gesinnung, gegen die er doch im Grunde weiter nichts als ihr verstellter Feind ist. Der Häuchler betriegt sogar Frau und Kinder. Die Frau hält ihn vielleicht für einen nüchternen, getreuen und fleißigen Ehemann, und der Mann, ein Häuchler, ist vielleicht nichts weniger als dieß; er ist ein liederlicher Verschwender, ein ungetreuer Ehegatte, und ist alles, nur das nicht, wofür ihn die aus gutem Herzen leichtgläubige und betrogene Frau hält. Häuchler haben auch, wie uns die Geschichte lehret, schon außerordentlich viel Böses in der Welt angerichtet. Ein Häuchler, war Judas, und er brachte den Herr Jesum ans

Kreuz. Häuchler stiften Uneinigkeit in den Familien; Häuchler treten die Religion mit Füßen, da sie sie auf den Thron zu erheben scheinen wollen; Häuchler verführen die Fürsten, daß sie die Unschuld verfolgen, und das Laster beschützen; Häuchler setzen oft ein ganzes Land in Aufruhr: während sie das allgemeine Beste vorspiegeln, denken sie an nichts weiter, als an ihren eignen Nutzen; Häuchler stiften oft blutige Kriege, sie geben nähmlich vor, die Ehre des Reichs erfordere Krieg, und sie wollen doch nur ihre Rachgierde befriedigen. Auf Häuchler, die anders reden, anders denken, anders handeln, kann man sich im Handel und Wandel nicht verlassen. Ein Häuchler ist überhaupt für die menschliche Gesellschaft weit gefährlicher, weit schädlicher, als ein offenbarer Bösewicht, diesem kann man doch zum wenigsten durch Gesetze und Obrigkeit, durch Kerker und Strafe Einhalt thun. Ein Häuchler aber treibt sein Wesen immer im Geheim, und daher ungestraft fort; er lügt und betriegt, aber so fein, daß man es oft nicht gewahr wird.

III. Ein Häuchler ist drittens verabscheuungswürdig vor Gott. Gott fordert von uns aber eine ungehäuchelte Frömmigkeit, wahre Rechtschaffenheit des Lebens. Er, der uns allen ins Herz sieht, begnüget sich nicht mit dem äußern Scheine. Er will, daß wir ihn von ganzem Herzen lieben, ihm mit ganzer Seele zugethan seyn sollen. Das Knie vor ihm beugen, lange und schöne Gebethe hersagen, die Hände zu ihm

aufheben, das ist bey Gott eitel Spielwerk ohne Werth, das ist bey ihm so viel als nichts gethan, wenn die innere Verehrung des Herzens, die kindliche Liebe gegen ihn, das herzliche Vertrauen, und der thätige, kräftige Wille, seine Gebothe zu erfüllen, fehlen. Nun, was thut der Häuchler anders, als daß er sich äußerlich fromm und gut stellt, indeß er im Herzen ein Gottesverächter ist? Der Häuchler spricht mit der heiligsten Ehrfurcht von Gott, und sein Herz weiß nichts davon. Er besucht die öffentlichen Gottesverehrungen, stellt sich an die Spitze der Andächtigen, mit allen Zeichen der feurigsten Andacht; im Herzen aber ist er ein Gottesvergessener; seinem ganzen Thun und Lassen weiß er einen Anstrich von Rechtschaffenheit zu geben, und er ist doch im Grunde ein Schurke, der bey allem, was er thut, böse Absichten heget. Er ist wohlthätig, um desto mehr zu gewinnen; er ist freundlich, um andere in die Falle zu locken, er schimpft über die bösen Sitten anderer, um seine eigene Nichtswürdigkeit zu bemänteln.

Muß nicht ein solcher Betrieger vor Gott recht verabscheuungswürdig seyn? Er ist ja nichts weniger, als das, was er vor Gott seyn soll; ein wahrhaft ehrlicher, von Herzen guter, und gegen Gott und Menschen redlich gesinnter Mann; denn nur der gefällt Gott. Der Heiland gibt seinen Freunden den Rath: Seyd einfältig, wie die Tauben, und klug, wie die Schlangen. Der

Häuchler aber hat da wahrlich nichts von jener Einfalt, wie man sie bey der gutartigen Taube findet. Er ist nicht ohne Tücke, nicht ohne Falsch; er ist das nicht wirklich, was er scheint, Mund, Herz, Handlung und Gesinnung stimmen bey ihm keineswegs überein.

Überdieß ist der Häuchler auch darum vor Gott das abscheulichste Geschöpf, weil er gerade das, was vor Gott und jedem Gutgesinnten gerade das Heiligste und Größte ist, ich meine Frömmigkeit und Tugend, diese ehrwürdigen Nahmen dazu mißbraucht, um sein böses und unwürdiges Herz damit zu decken. Treibt nicht ein Häuchler, so viel an ihm ist, gleichsam seinen Spott mit Gott? So beugten gerade die Juden das Knie vor Jesu am Kreuze, und nennten ihn einen Judenkönig; das war ihnen aber so wenig Ernst, als es dem Häuchler Ernst ist, Gott seine Ehrfurcht, seine Liebe zu bezeigen, wenn er in der Kirche etwa auf die Kniee fällt, oder an seine Brust schlägt. Man hält es beynahe für unglaublich, daß ein Mensch so frech seyn könne, sich vor Gottes Angesicht für einen Verehrer des Allerheiligsten hinzustellen, ihn seinen Vater und Herrn zu nennen, fromme Seufzer zu dem Allwissenden empor zu schicken, und im Herzen ein Gottesvergessener, ein unwürdiger Verächter Gottes zu seyn. Ist denn der Häuchler etwa so dumm, daß er glaubt, Gott sehe ihm nicht ins Herz? Da lasse er sich von einem

nem frommen David eines Bessern belehren; der rufte mit aufrichtigem Herzen zu Gott: „Gott! noch ehe du mich im Mutterleibe werden ließest, sahest du mich schon; du durchforschtest mein Herz und mein ganzes Inneres!" Der Häuchler muß also auf den schrecklichen Gedanken kommen: Gott weiß, daß ich ein Häuchler bin, und wenn er dennoch fortfährt, es zu seyn, so ist seine Sünde, seine Frechheit, unverzeihlich.

Zum Beschlusse, liebe Zuhörer! warne ich euch mit dem Heilande: Seyd wohl auf eurer Huth ꝛc. und da ihr nun wohl überzeugt seyn werdet, wie verabscheuungswürdig ein Häuchler an und für sich, vor Menschen und vor Gott sey, so laßt doch die Schande ja nicht auf euch kommen, Häuchler zu seyn, oder zu werden. Wollet ihr aber doch lieber böse als gute Menschen seyn, so seyd lieber offenbare Bösewichter; ihr seyd dann doch wenigstens so verabscheuungswürdig nicht, als geheime oder Häuchler. Das rathsamste bleibt aber immer, euch einer ungehäuchelten Rechtschaffenheit zu befleißigen. Werdet von Herzen gut, macht euch gute Gesinnungen eigen, so habt ihr nicht nöthig, lange auf Künste zu denken, wie ihr vor den Menschen brav scheinen wollet: denn ein gutes Herz, ein rechtschaffener Sinn, äußert sich von selbst in allen äußern Handlungen des Menschen Und dann überlegt, daß es das wenigste sey, vor Menschen nur gerecht zu scheinen. Unsere Gerechtigkeit vor Gott, ist die Hauptsache; nur diese macht uns selig. Und Gott könnt ihr Häuchler doch wahrlich nicht betriegen; ihr werdet doch

nicht so unsinnig seyn, zu glauben, Gott halte euch wirklich für das, was ihr äußerlich scheint, wenn ihr es auch im Grunde nicht seyd. Nein, Gott sieht in das Innerste. Er fordert ein gutes Herz, einen rechtschaffenen Sinn, und gute Werke von euch.

Am zehnten Sonntage nach Pfingsten.

Von der gütigen und nachsichtsvollen Beurtheilung unserer Nebenmenschen.

Text.

Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin, wie andere Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner da. Luk. XVIII. 11.

Das heutige Evangelium stellt uns einen demüthigen und reuevollen Sünder, und dann einen stolzen, sich gerecht dünkenden Pharisäer auf. Laßt uns zuerst den demüthigen Sünder betrachten! Schon seine Stellung zeigt Demuth an. Er steht im Tempel von ferne, als einer, der sich für unwürdig hält, dem Heiligthume näher zu treten.

die Augen zur Erde gesenkt, das Herz voll Reue, und das Angesicht voll Scham. Er ist von seiner Unwürdigkeit durchdrungen, und weiß nichts anders zu sagen, als: Gott sey mir armen Sünder gnädig.

Laßt uns nun auch dagegen den Pharisäer betrachten. Schon seine Stellung verräth den Stolz seiner Seele. Er steht aufrecht und steif nahe am Heiligthume. Gerade das Gegentheil vom Zöllner, der gebeugt und von ferne stand. Und wie bethet er zu Gott? Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie andere Leute. Welch ein Gebeth, welch eine Sprache! Wenn er doch wenigstens nur sagte: Ich bin nicht, wie viele. Er nennt einige Laster, von denen er, wie er sich einbildet, frey ist; allein ist er denn auch von andern frey? Vielleicht enthielt er sich jener Laster, weil sein Naturell nicht dazu geneigt war, oder weil er keine Gelegenheit hatte, sie zu begehen. Allein ist dieß ein so großes Verdienst, daß man darauf stolz seyn darf? Er erblickt indessen den Zöllner, und sogleich vergleicht er sich mit ihm, und spricht das liebloseste Urtheil über ihn aus, indem er sagt: Wie auch dieser Zöllner ein Sünder ist. Der Vermessene! — Wußte er denn, ob Gott nicht in eben dem Augenblicke ihn begnadiget habe, als er ihn lieblos verdammte? Und wußte er denn gewiß, daß er ein Sünder war, und zwar ein so großer Sünder, als er sich vorstellte? Nun fängt er an, seine vermeintlich guten Werke herzuerzählen: ich faste zweymahl in der Woche, und ver-

zehnte alles, was ich besitze. Ist es dieß alles, worauf er so groß thut? Häuchler — was stehet im Gesetz? Wie liesest du? Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen, und deinen Nächsten als dich selbst. Dieß ist die Hauptsache, und der Inbegriff der Religion. Aber davon schweigt er, und beruft sich auf außerwesentliche Nebendinge, und auf unwichtige Kleinigkeiten. Was hat denn nun dieser Pharisäer eigentlich gebethet? Er hat sich selbst gelobt und andere verachtet; er hat sich selbst heilig gesprochen, und andere verdammt.

Liebe Zuhörer! Ich habe schon bey einigen Gelegenheiten gegen die Lieblingslaster der Pharisäer, nähmlich gegen ihren geistlichen Stolz und gegen ihre Häucheley, mit Ernst und Nachdruck gesprochen, und euch vor diesen beyden Lastern gewissenhaft gewarnt. Heute gibt mir das lieblose Urtheil des Pharisäers über den Zöllner, indem er ihn bloß deßwegen, weil er ein Zöllner ist, für einen Sünder hält und erklärt, Anlaß, euch einen Unterricht darin zu geben, wie wir bey Beurtheilung anderer Menschen, Güte und Nachsicht beweisen sollen. Diese Güte und Nachsicht müssen wir aber in einem doppelten Falle beweisen.

I. Wenn wir andere für uns selbst beurtheilen.

II. Wenn wir unser Urtheil andern entdecken und bekannt machen.

Laßt uns nun sehen, was wir sowohl in dem einen, als dem andern Falle zu thun und zu vermeiden haben, daß wir die Gränzen der Billigkeit, Güte und Nachsicht nicht überschreiten.

I. Theil.

Die erste Frage, welche wir zu beantworten haben, ist: **Wie müssen wir Güte und Nachsicht in Beurtheilung anderer Leute beweisen, wenn wir diese Leute für uns selbst beurtheilen, ohne unser Urtheil über sie andern zu entdecken?** Die kurze und bestimmte Antwort auf diese Frage ist folgende: Wenn Güte und Nachsicht unser Urtheil über andere leiten und regieren soll: so müssen wir, so lange es nur immer möglich ist, das beste Zutrauen zu andern Leuten haben, und allen Argwohn meiden. Allein was heißt Argwohn? Heißt wohl Argwohn jede ungünstige Meinung, die man von andern hegt? — O nein, denn oft ist das Betragen anderer wirklich so beschaffen, daß man nichts anders, als Böses von ihnen denken kann. Wie soll man z. B. jemanden als einem redlichen Manne noch trauen, der uns schon die auffallendsten Beweise seiner Unredlichkeit gegeben hat; der schon in so manchen Fällen als ein Betrieger ist befunden worden; der sich ein Geschäft daraus macht, andere Leute zu hintergehen. Was heißt denn nun aber Argwohn? Argwohn ist und heißt nur das, wenn man jemanden ohne gegründete Ursache Böses zutraut. Wer nun eine solche Gesinnung bey sich herrschen läßt,

wer immer lieber das Böse als das Gute von andern glaubt, der ist ein argwöhnischer Mensch. Z. B. wir sehen, daß jemand weniger Aufwand macht, als wir vielleicht an seiner Stelle thun würden. Das wäre nun noch bey weitem kein hinlänglicher Grund, ihn für geitzig zu halten; denn wie viele Ursachen kann ein solcher nicht zur Einschränkung seiner Ausgaben haben, die wir nicht einsehen; und wie leicht kann also das, was uns Geitz scheinet, eine vernünftige Sparsamkeit seyn? — Wir sehen, daß ein anderer eine etwas freyere Lebensart liebt, daß er gerne fröhliche Gesellschaften besucht, daß er gerne allerley unschuldige Ergetzungen genießt; wenn wir nun einen solchen gleich für einen verderbten Weltmenschen halten wollten: so wäre das wieder Argwohn. Denn kann denn nicht unsinnliche Fröhlichkeit gar wohl mit der Religion und Tugend bestehen? Oder wir sehen, daß ein anderer eingezogen lebt, daß er keinen Geschmack an geräuschvollen Gesellschaften hat, sie daher auch wenig besucht, daß er selten eine heitere und fröhliche, meistens aber eine ernsthafte Miene hat. Wenn wir nun einen solchen Menschen bloß darum für stolz, für menschenfeindlich gesinnt, oder auch nur für einen Sonderling halten wollten: so wäre auch dieß Argwohn. Denn ein solcher Mensch hat vielleicht ein anderes Temperament, das ihm mehr zum Ernst und Nachdenken, als zur Heiterkeit und Fröhlichkeit stimmt, er hat vielleicht verdrießliche Geschäfte, und sein Herz ist vielleicht vom Stolze und Geringschät-

zung anderer sehr weit entfernt. Oder endlich, wir sähen, daß jemand außerordentlich freygebig gegen Arme wäre, daß er sich verwaiseter Kinder und anderer Verlassenen sehr thätig annähme, daß er hülflose Kranke besuchte, und wir dächten, ein solcher thäte alle diese guten Werke nur aus Eitelkeit und Ruhmsucht, so wäre auch dieß allerdings ein sträflicher Argwohn. Denn warum soll denn gerade immer das Schlimmste geglaubt werden?

Warum sollen wir aber eine solche argwöhnische Denkungsart, welche andern nicht leicht etwas Gutes zutraut, sondern vielmehr ohne hinlängliche Ursache immer nur Böses bey ihnen vermuthet, vermeiden? — Wir mögen eine solche argwöhnische Denkungsart in Hinsicht ihres Ursprungs oder ihrer Folgen betrachten: so ist sie höchst schädlich und verwerflich. Denn woher entspringt gemeiniglich eine solche argwöhnische Denkungsart? Die Erfahrung bezeugt es hinlänglich, daß Leute, welche sogleich Böses von andern denken und argwohnen, gemeiniglich selbst nicht viel mehr werth sind. Denn so wie die gutmüthige Unschuld andere Leute gemeiniglich für besser hält, als sie sind, und nicht leicht etwas Arges von andern denkt: eben so hält der Lasterhafte andere Leute für schlechter, als sie sind, und legt andern Leuten die schlechten Gesinnungen seines verderbten Herzens nur gar zu gern bey. Es geht solchen Leuten eben so, wie den Selbsüchtigen, diesen sehen alle Gegenstände

gelb; nicht weil sie an sich selbst gelb sind, sondern weil die Säfte ihres Auges verdorben sind. Es hat ferner mit dem Bösen fast die nähmliche Bewandtniß, wie mit dem Unglücklichen. So wie der Unglückliche eine Art von Trost und Beruhigung darin findet, wenn er nicht allein leiden muß, sondern vielmehr andere um sich her, von den nähmlichen, oder vielleicht noch härtern Leiden geplagt sieht; eben so findet der Lasterhafte auch eine Beruhigung seines von Zeit zu Zeit ihn anklagenden Gewissens darin, wenn er glaubt, andere Leute wären eben so bös und gottlos, oder vielleicht gar noch weit schlimmer, als er. Dieß sind die Ursachen, warum der Böse gemeiniglich so argwöhnisch ist, und andern Leuten die nähmlichen bösen Gesinnungen, Absichten und Handlungen zutraut, welche er selbst hegt und vollbringt.

Betrachten wir überdieß noch die bösen Folgen, welche eine solche argwöhnische Denkungsart nach sich zieht: so werden wir dieselbe noch mehr in ihrer ganzen Häßlichkeit und Abscheulichkeit erblicken. Eine solche argwöhnische Denkungsart macht nicht nur denjenigen, welcher sie hat, sondern auch andere, welche mit ihm leben müssen, sehr unglücklich. Denn, liebe Zuhörer! welches Vergnügen ist süßer und inniger, als wenn man sein Herz jemanden ganz aufschließen, wenn man ihm seine auch geheimsten Gedanken und Empfindungen, ohne allen Rückhalt mittheilen kann? Welches Vergnügen ist

erquickender als das, einer recht herzlichen und vertrauten Freundschaft? Und um alle diese Vergnügungen bringt sich der Argwöhnische; denn ein solcher ist gar keiner Freundschaft fähig, weil er niemanden was Gutes zutraut. Mit einem Worte, der Argwöhnische muß alle Freuden entbehren welche dem Menschen der Umgang mit seines Gleichen gewährt, oder wenigstens werden sie ihm sehr durch seine argwöhnische Denkungsart verbittern; er muß sich in einen einsamen Winkel zurückziehen, und da seine Tage freudenleer mit Grisgramen verleben.

Allein, nicht nur sich, sondern auch andere, macht ein solcher unglücklich. Die argwöhnische Denkungsart hindert die Ausübung der Nächstenliebe. Der Argwöhnische wird die Nothleidenden nicht gern unterstützen, weil er glaubt, sie hätten ihr Schicksal verdient; er wird bey der geringsten Veranlassung andere beleidigen, und ihren guten Nahmen verletzen; er wir mit niemanden in Friede, Vertraulichkeit und Eintracht leben; er wird dem Neide, der Schadenfreude, dem Hasse und andern lieblosen Gesinnungen in seinem Herzen Raum geben. Und lebt ein solcher im Ehestande, dann wird gewiß dieser Stand für ihn und seine Frau nichts anders, als eine langsam marternde Folter seyn.

Ich habe euch nun l. Z! gezeigt, wie wir bey Beurtheilung anderer Güte und Nachsicht beweisen müssen, wenn wir sie für uns selbst beurtheilen. Wir müssen uns nähmlich vor Arg-

wohn hüthen. Ich habe euch diesen Argwohn beschrieben, und durch Beyspiele erläutert, und euch auch die Beweggründe angegeben, welche uns antreiben sollen, eine solche argwöhnische Denkungsart nicht herrschend bey uns werden zu lassen. Laßt uns nun auch zur Beantwortung der zweyten Frage übergehen, wie wir bey Beurtheilung anderer, Güte und Nachsicht auch dann beweisen sollen, wenn wir unsere Urtheile andern entdecken und bekannt machen.

II. Theil.

Wenn wir Güte und Nachsicht bey Beurtheilung anderer in dem Falle beweisen wollen, wo wir diese Urtheile auch andern entdecken: so müssen wir

Erstens unsere ungünstigen Urtheile und Meinungen von andern, oder ihre Fehler nicht ohne Noth offenbaren. Allein, könnt ihr hier fragen: wenn tritt denn eigentlich diese Nothwendigkeit, die Fehler unserer Mitmenschen zu entdecken, ein? Und wann würde eine solche Entdeckung lieblos und pflichtwidrig seyn? — Es gibt eigentlich nur zwey Fälle, in welchen die Entdeckung der Fehler unseres Nächsten zur Pflicht wird. Nähmlich, wenn es erstlich unser Amt und unser Beruf von uns fordert. Derjenige, dem die Obrigkeit das Geschäft der Aufsicht über die Sitten seiner Mitmenschen übertragen hat, darf die Vergehungen derselben nicht verhehlen; sondern er muß sie seinen Vorgesetzten,

doch nicht andern entdecken. Eine solche Entdeckung ist zweytens nöthig, wenn die Unterlassung derselben sehr nachtheilige Folgen haben könnte. Zum Beyspiel, ihr würdet gefragt: ob jemand zu einem gewissen Amte tüchtig sey, da dürft ihr freylich seine euch bekannten Fehler nicht verschweigen, weil sonst die gemeine Wohlfahrt dadurch leiden würde. Wo keiner von diesen beyden Fällen statt findet, da ist es auch keineswegs erlaubt, die Fehler und Unvollkommenheiten unserer Mitmenschen aufzudecken; denn sonst versündigen wir uns an dem, dessen Fehler wir bekannt machen, indem wir ihn da gerade angreifen, wo es ihm am meisten schmerzt, nähmlich an seiner Ehre; wir verursachen ihm dadurch die empfindlichste Kränkung, ohne daß wir den geringsten eigenen Vortheil davon haben. Wir versündigen uns auch an denen, in deren Gegenwart wir die Fehler unseres Nächsten ausplaudern, weil wir dadurch zur Unzufriedenheit derselben Anlaß geben, und Lieblosigkeit befördern. Wir versündigen uns endlich sogar an uns selbst, indem wir uns das Vertrauen anderer rauben; denn wie können wir noch Achtung und Zutrauen von andern erwarten, wenn wir gegen den guten Nahmen anderer so wenig Nachsicht und Schonung beweisen.

Wenn wir bey Beurtheilung anderer Leute Güte und Nachsicht beweisen wollen: so muß zweytens in dem Falle sogar, wo wir genöthiget werden, unsere ungünstigen Urtheile über unsere

Nebenmenschen zu offenbaren, und ihre Fehler zu entdecken, dieß auf die allerschonendste Art geschehen, d. h., wir müssen den, dessen Betragen wir nicht billigen können, doch wenigstens entschuldigen, so lange es ohne Verletzung der Wahrheit geschehen kann. Wir müssen z. B. eine an sich unrechtmäßige Handlung, lieber aus Unwissenheit oder Übereilung, als aus einem bösen Herzen erklären. Wir dürfen diese Fehler, wenn sie auch nicht zu entschuldigen sind, nicht mit bitterm Spott bestrafen, nicht mit einer sichtbaren Schadenfreude hererzählen; mit einem Worte, wir müssen bey der Bekanntmachung der Fehler unseres Nächsten, Liebe, Mitleiden, Schonung und Nachsicht, nicht aber Haß und Verachtung blicken lassen. Endlich dürfen wir auch des andern gute Eigenschaften nicht verschweigen; sondern müssen vielmehr dieselben bekannt zu machen suchen.

Welche dringende Gründe fordern uns aber auf, daß wir bey Bekanntmachung der Fehler anderer, Güte und Nachsicht beweisen? Wie viel billiger und vernünftiger ist es nicht, die Fehler unseres Nächsten zu entschuldigen, als sie ihm als unverantwortliche Verbrechen anzurechnen? Denn, wie ist der kurzsichtige Mensch im Stande, es jedes Mahl zu bestimmen, wie viel oder wie wenig Schuld unser Mitmensch an seinen eigenen Fehlern habe? Kennten wir jedes Mahl alle die Mittelstufen, auf welchen er zu dieser Tiefe des Laster und der Sünde herabgestiegen ist;

kennten wir den fast unwiderstehlichen Reitz der Verführung, die Stärke der Leidenschaft, welche ihn hinriß, den Widerstand, den er wirklich eine geraume Zeit hindurch that; kennten wir endlich den Grad der Erkenntniß des Guten oder Bösen, welchen er hatte; mit einem Worte, kennten wir alle die äußern und innern Umstände eines solchen Menschen: dann wären wir erst im Stande, über ihn ein gerechtes Urtheil zu fällen; denn alle diese Dinge müssen bey Beurtheilung unseres Nebenmenschen mit in Rechnung gebracht werden. Allein, dann würden wir unser oft zu strenges Urtheil gewiß beträchtlich mildern. Da aber den Menschen die Einsicht in alle diese Umstände keineswegs vergönnt ist: so ist es allezeit besser, allezeit vernünftiger, die Fehler unseres Nächsten lieber zu gelinde, als zu strenge zu beurtheilen.

Wie dringend fordern uns ferner unsere eigenen Schwachheiten, unsere eigenen Fehler zu einer glimpflichen und gelinden Beurtheilung anderer auf! Wer von uns ist fehlerfrey? Wer bedarf aber eben deßwegen nicht auch der Schonung und der Nachsicht anderer Leute? Wer von uns wünscht nicht, daß andere ihm diese Schonung und Nachsicht wiederfahren lassen? Wer von uns macht nicht Anspruch darauf? Und wir wollten so ungerecht seyn, und dasjenige, was wir von andern verlangen, ihnen versagen? Dazu kommt, daß auch der Lasterhafte kein durchaus verworfenes Geschöpf ist, daß er die Mensch-

heit nicht ganz ausgezogen hat, daß, obgleich das Schlimme das Gute bey ihm vielleicht überwieget, er doch nicht alles Guten gänzlich beraubt ist. Endlich müssen wir das ausdrückliche Geboth des Stifters unserer heiligen Religion beherzigen: Richtet nicht, auf daß ihr auch nicht gerichtet werdet; und wir werden von der Nothwendigkeit, die Urtheile über unsere Nächsten zu mildern und zu mäßigen hinlänglich überzeugt werden.

Allein ungeachtet sich so viele Gründe vereinigen, uns diese Pflicht der gelinden und sanften Beurtheilung anderer, recht nahe ans Herz zu legen; so sind doch die Verletzungen dieser Pflicht nichts weniger als selten. Immer wirft sich einer über den andern zum Richter auf. Immer späht einer nach des andern Blößen. Fast bey jeder Gelegenheit, bey jeder Zusammenkunft, machen die Fehler des Nächsten den vornehmsten, wo nicht gar einzigen Gegenstand des Gesprächs und der Unterhaltung aus. Da bleibt nichts ungerügt, nichts ungetadelt, überall sieht man Flecken. Die Gesellschaft würde einem bald zu langweilig werden, wenn man nicht auf Unkosten der Ehre seines Nächsten lachen, scherzen und spötteln könnte. Nur allein dieß Lustigmachen über die Fehler und Gebrechen unseres Nächsten, erhält die Leute im Athem, und bey guter Laune; und so werden Verunglimpfungen, üble Nachreden, Verleumdungen nach und nach zu einer so herrschenden Gewohn-

heit, daß man sie endlich entweder für gar keine, oder doch nur für unbedeutende Fehler hält. Mag unser Nächster noch so tief und empfindlich dadurch gekränket werden; mag noch so oft der Same zu gegenseitigen Verbitterungen und Feindschaften dadurch ausgestreuet werden; mag noch so beträchtlicher Schade dadurch unserm Nächsten zuwachsen, mag man sich eine noch so große Verantwortung dadurch auf den Hals laden: dieß kümmert einen solchen geschwätzigen Tadler und voreiligen Sittenrichter wenig.

Aber wehe solchen! denn diese wird einst die Schwere des göttlichen Gerichts um so stärker treffen, je unbarmherziger sie sich das Richteramt über ihre Mitmenschen angemaßt und ausgeübt haben; sie, die über das Richten und Tadeln anderer Leute, die Erkenntniß und Verbesserung ihrer eigenen Thorheiten und Fehler vergessen haben; sie werden es alsdann zu spät einsehen, welchen widerrechtlichen Eingriff sie in die Rechte Gottes gethan haben; denn Gott ist allein der Herzenskundiger, und eben deßwegen auch ganz allein der unbestechliche und untrügliche Richter unserer Gesinnungen und Handlungen, und er hat sich auch ganz allein das Gericht über die Herzen und über denn sittlichen Werth der Menschen vorbehalten.

Wollen wir also nicht einst einem strengen Richter in die Hände fallen, wünschen wir uns von unserm dereinstigen Richter eine nachsichtige und schonende Behandlung; o, so müssen wir

uns auf das sorgfältigste vor allen menschenfeindlichen Tadel, und vor allen lieblosen Beurtheilungen und Verunglimpfungen unseres Nebenmenschen hüthen; dürfen auch keinen Antheil an dergleichen nehmen, vielmehr müssen wir unsern Abscheu darüber, deutlich zu erkennen geben, wenn sie in unserer Gegenwart vorgebracht werden. Müssen uns oft daran erinnern, daß eine argwöhnische und tadelsüchtige Denkungsart gegen das erste und wichtigste Geboth des Christenthums, nähmlich gegen das Geboth der Nächstenliebe streitet. Müssen öfters an die schlimmen Folgen denken, welche so häufig aus der Übertretung dieser Pflicht entstehen, und daß wir durch eine solche Gemüthsart uns selbst und andere unausbleiblich elend und unglücklich machen.

Vor allen wollen wir immer das Bewußtseyn unserer eigenen Schwachheiten, Thorheiten Mängel und Gebrechen, recht rege und lebhaft in uns zu erhalten suchen; dieß wird gewiß der stärkste Zügel und Zaum seyn, den wir der Tadel- und Verleumdungssucht anlegen können. Dieses lebhafte Gefühl unserer eigenen Schwäche wird uns am besten schonende Nachsicht und duldende Liebe mit den Fehlern unserer Mitmenschen einflößen. Amen.

Am zwölften Sonntage nach Pfingsten.

Wie immer eine Sünde die andere nach sich zu ziehen pflegt.

Text.

Sieh, da stand ein Schriftgelehrter auf, versuchte ihn, und sprach: Meister, was muß ich thun, daß ich das ewige Leben ererbe? Luk. X. 25.

Das heutige Evangelium stellt uns die Pharisäer wieder von einer Seite dar, von welcher wir sie daß Jahr hindurch schon öfters kennen gelernt haben, nähmlich als Leute, welche auf jede Miene, jedes Wort, und jede Handlung unseres Heilandes, mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit lauerten, um ihm etwas abzusehen, oder abzuhorchen, das ihnen zu einen gegründeten Tadel Stoff geben könnte. In dieser Absicht waren immer einige aus ihrer Mitte ihm zur Seite: er mochte nun öffentlich vor dem Volke auftreten, oder sich in den stillern häuslichen Umgang zurückziehen. In dieser Absicht hatten sie sich nun auch bey dem Pharisäer eingefunden, bey welchem Jesus von Nazareth an einem Sabbathe, zu Gaste war. Eben both sich ihnen eine gewünschte Gelegenheit dar, Jesum auf eine, ihrer Meinung nach, gefährliche Probe zu stellen. Ein Wassersüchtiger sprach

Jesum um seinen wunderthätigen Beystand an. Dieser kam ihnen wie gerufen; denn sie dachten, Jesus würde ihn heilen, heilen dürfe er ihn aber nicht, weil es Sabbath wäre. Dieser Gedanke war es, der jetzt ihr Herz einnahm, und keinem andern den Eingang gestattete. Sie dachten nicht etwa, wie ist doch dieser Mann so elend! Wie nahe ist er dem Grabe! Vielleicht verliert eine tugendhafte Gattinn in ihm leider zu frühe, die Freude und Stütze ihres Lebens, und eine zahlreiche Familie ihr täglich Brot! Wie wenn er vor unsern Augen gesund würde? Aber nein; kein solcher Gedanke fand Raum bey ihnen. Jesus, vor dessen ansichtigen Augen, die Gedanken und Gesinnungen dieser Menschen offen da lagen, beschämte sie auch hier wieder nach seiner gewöhnlichen Weise. Eine einzige Gegenfrage, welche er an sie that, machte, daß sie verstummten; und den Tadel, welchen sie schon auf der Zunge hatten, zurücke hielten.

Dieses ängstliche Bestreben, mit welchen sie unserm Heilande bey jeder Gelegenheit Schlingen legten, um ihn zu fangen, war eine Folge ihres unversöhnlichen Hasses gegen ihn. Dieser Haß aber, entsprang aus ihrem übermäßigen Stolze und ihrer Habsucht; denn es war ihnen unerträglich, daß ihr Ansehen bey dem Volke in eben dem Maße fiel, in welchem das Ansehen Jesu stieg. Es war ihnen unerträglich, daß sie, welche bisher die Leiter und Vormünder des Volks waren, dasselbe jetzt in so dichten Haufen sich zu einem andern hindrängen sahen, der nicht aus ihrer Mitte

war; daß sie, welche das Licht ihrer Scheinheiligkeit so helle vor andern leuchten ließen, nun von einem einzigen so auf einmahl gänzlich sollten verdunkelt werden.

So entstand immer ein Fehler aus dem andern bey den Pharisäern! Stolz und Habsucht waren die unseligen Quellen, woraus ihr Haß, ihre Schmäh- und Tadelsucht, ihre Ungerechtigkeit, und zuletzt auch ihre Grausamkeit gegen Jesum herfloß. Und eben dieser Fall, Andächtige! welcher sich hier bey den Pharisäern ereignete, erneuert sich auch noch täglich unter uns. Noch täglich zieht auch bey uns eine Sünde, und ein Fehler den andern nach sich. Und wie geschieht dieses? Die Beantwortung dieser Frage soll den Gegenstand unserer gegenwärtigen Betrachtung ausmachen, ich werde euch nähmlich zeigen: **wie immer eine Sünde die andere nothwendiger Weise nach sich zieht;** vernehmet mich mit Aufmerksamkeit.

Abhandlung.

Es sind vornehmlich zwey Ursachen, warum **immer eine Sünde die andere bey dem Menschen nach sich zieht.** Denn erstlich wird **durch jede einzelne Sünde, die Hochachtung gegen die göttlichen Gesetze geschwächt,** und zweytens: **wird der Mensch oft gleichsam genöthiget, eine Sünde mit der andern zu bedecken.** Laßt uns jede dieser Ursachen, war-

um eine Sünde immer die andere nach sich zu ziehen pflegt, etwas genauer durchgehen.

1. Eine Sünde zieht die andere nach sich, dadurch, weil sie die Hochachtung gegen die göttlichen Gebothe überhaupt schwächt. Wenn ein noch nicht ganz verdorbener Mensch zu einer Sünde gereitzt wird: so kostet es ihm Anfangs einigen Widerstand, ehe er sich entschließt, sie zu begehen. Die guten Grundsätze und Neigungen, welche er sich durch Unterricht, oder eigene Erfahrung und eigenes Nachdenken gesammelt und erworben hat, sind da noch ein starkes Gegengewicht gegen die Reitze des Lasters. Läßt er sich aber von der Versuchung überwinden, hat die Gewalt der Versuchung über die Kraft guter Grundsätze und Neigungen einmahl gesiegt; dann wird es ihm schon leichter, eben dieselbe Sünde in der Folge wieder zu begehen. Derjenige, der zuvor auch den stärksten Versuchungen zur Sünde, eine lange Zeit widerstanden hat, wird nun denselben, wenn sie auch minder heftig sind, viel eher unterliegen; die Reitze des Lasters brauchen nicht mehr so blendend und bezaubernd zu seyn, und er wird sich von demselben einnehmen und hinreißen lassen. Der erste Schritt auf der Bahn des Lasters ist der schwerste; hat man aber einmahl diesen gethan, dann erleichtert immer ein Schritt den andern, und endlich läuft man auf dem Wege des Lasters, auf welchem man zuvor nur langsam und mit vieler Beschwerde fort kam, ungehindert blindlings fort. Nicht

genug aber, Andächtige! daß man durch Begehung einer Sünde, zur Wiederhohlung der nähmlichen Sünde, geneigter und aufgelegter wird; nicht genug, daß z. B. ein gelungener Diebstahl oder Betrug, uns verleitet, bey der nächsten günstigen Gelegenheit wieder zu stehlen oder zu betriegen, es wird dem Menschen, der eine vorsätzliche Sünde begangen hat, nun viel leichter auch andere, und noch viel schwerere Sünden zu begehen. — Und dieß folgt ganz nothwendig aus der Natur der Sache selbst. Denn wer sich nicht scheut, die Gesetze Gottes in dem einen Falle mit Vorsatz und Besonnenheit zu übertreten, warum sollte er noch Anstand nehmen, eben diese Gesetze Gottes in einem andern Falle zu übertreten? Ist denn nicht ein Gesetz Gottes eben so heilig und unverletzlich, als das andere? Verpflichtet uns eines nicht eben so wohl zum Gehorsam und zur willigen Befolgung, als das andere? Stammen sie nicht alle von einem und dem nähmlichen heiligen und gerechten Gesetzgeber her? Und hat nicht eins so gut, wie das andere, unsere wahre, zeitliche und ewige Glückseligkeit zum letzten Endzweck? Und muß Gott nicht vermöge seiner Gerechtigkeit, die Übertretung des einen so gut ahnden, wie die Übertretung des andern? Wenn also ein Mensch eine vorsätzliche Sünde begehet, und sich anderer enthält: so ist keineswegs sein gutes Gemüth, sondern lediglich der Mangel eines innern Hanges dazu, oder der Mangel äußerer Gelegenheiten und Veranlassungen davon die Ursache. Es hat daher seine volle Wahrheit, was der heilige Apo-

stel Jakobus schreibt: Wer ein Gesetz Gottes übertritt, der hat sich der Übertretung aller schuldig gemacht; oder der hat eine so große Schuld auf sich geladen, als wenn er sie alle übertreten hätte; denn die vorsätzliche Übertretung eines einzigen Gesetzes, setzt einen so bösen Willen voraus, der fähig ist, alle übrigen zu übertreten, wenn nur äußere Umstände und Gelegenheiten ihn einigermaßen dazu auffordern.

Es liegt ferner in der Natur gewisser Laster selbst, daß eines dem andern so zu sagen, die Hand biethet; so wie es auch in der Natur gewisser Tugenden liegt, daß die Ausübung der einen, die Ausübung der andern, ungemein erleichtert und befördert.

Gewisse Laster nähmlich, sind so nahe mit einander verwandt, sie gränzen so nahe an einander, daß der Übergang von dem einen zu dem andern, sehr bald und leicht geschieht. Die Erfahrung bestätiget es auch zur Genüge, daß wer dem einem Laster ergeben ist, auch von dem angränzenden nicht frey ist, oder wenigstens nicht lange frey davon bleiben wird. So erlaubten sich Jakobs Söhne nur Anfangs Neid gegen ihren Bruder Joseph: dieser Neid ging in Haß über; der Haß in Mordbegierde; und diese Mordbegierde trieb sie endlich zur schwarzen That selbst an. So hatte Petrus Jesum kaum einmahl verläugnet, als er diese That wiederhohlte, und einen Schwur damit verband. Bald darauf verläugnete er seinen Herrn

zum dritten Mahle, und sprach dabey Verwünschungen über sich selbst aus. Mit jedem Schritte fiel Petrus tiefer. Und doch war er ein Apostel, der noch dazu kurz vorher von seinem Herrn und Meister dieserwegen war gewarnt worden, und der die stärksten Versicherungen von seiner Standhaftigkeit gegeben hatte. — Alles vereiniget sich also, Andächtige! uns die Wahrheit meines Satzes, daß eine Sünde gewöhnlich die andere in ihrem Gefolge hat, recht einleuchtend und eindringlich zu machen. Sowohl die Natur der Sache selbst, als Aussprüche der h. Schrift; die Geschichte sowohl als unsere eigene Erfahrung, sprechen zu laut für diese Wahrheit, als daß sie noch jemand im Ernste bezweifeln könnte. Auch die Ursache, warum dieß nothwendiger Weise geschehen muß, ist ganz begreiflich; weil nähmlich die vorsätzliche Übertretung eines einzigen göttlichen Gesetzes nothwendiger Weise die Hochachtung gegen alle übrigen schwächen muß, und weil demjenigen, dem der deutlich erkannte Wille Gottes nicht in dem einen Falle heilig und unverletzlich war, auch in dem andern Falle nicht heilig und unverbrüchlich seyn wird; wenn er anders seinen bösen Grundsätzen getreu bleiben, und nicht mit sich selbst in Widerspruch kommen will.

II Aber eben so begreiflich ist auch die andere Ursache, wenn immer eine vorsätzliche Sünde die andere nach sich zu ziehen pflegt, weil nähmlich der Mensch oft gleichsam genöthiget wird, eine Sünde mit der andern

zu bedecken. Denn, A.! viele Sünden sind von der Art, daß man, nachdem sie vollbracht worden sind, durch die Folgen derselben beunruhiget wird. Man befindet sich in einer Verlegenheit, man sucht Rath gegen die bösen Folgen der begangenen That, und in der Verwirrung entschließt man sich zu einer neuen Sünde, um die erste zu verbergen, und die schlimmen Folgen derselben von sich abzuwenden.

Ein abschreckendes Beyspiel davon gibt uns David. Diesen verleitete ein Taumel seiner Leidenschaft, die Gattinn eines seiner treuen Bedienten zur Untreue zu reitzen. Hatte es nun wohl mit dieser Sünde sein Bewenden? Keineswegs, denn an diese schloß sich sogleich eine andere Reihe von Sünden an. Die Folgen dieser Untreue wurden sichtbar; David sah sein königliches Ansehen und den Ruf seiner Unbescholtenheit auf die Spitze gestellt; verdiente Schande und Rache, drohten ihn von Seiten seines Volks, und von Seiten des beleidigten Ehemanns. Was thut er nun, um sich gegen jene Schande zu decken, und diese Rache von sich abzuleiten? Er sinnt darauf, wie er seine böse That bedecken möge. Es ist ihm nun einzig darum zu thun, daß er nicht als der Verführer bekannt wird, und nun ist er eben nicht gewissenhaft in der Wahl der Mittel, wodurch jene Verheimlichung bewirkt werden kann, wenn er nur dadurch seinen Zweck erreicht. Er ist so in die Enge getrieben, daß es ihm beynahe nicht mehr frey

steht, ob er sündigen will, oder nicht. Er erlaubt sich List und Unredlichkeit; und als dieser Versuch mißlingt: so faßt er den grausamen Entschluß, den beleidigten Ehemann aus dem Wege zu räumen, damit er nur nichts von seinem gerechten Zorne zu befürchten und zu erfahren haben möge. So wohlbedächtlich er nun diesen fürchterlichen Entschluß gefaßt hatte: so vorsätzlich führte er denselben noch aus. Ein eben so merkwürdiges Beyspiel gibt uns Pilatus. Dieser römische Landpfleger war für seine Person von der Unschuld Jesu vollkommen überzeugt; er machte auch wirklich mehrere Versuche, ihn in Freyheit zu setzen; er that alles, um die blinde Wuth des aufgehetzten Pöbels zu besänftigen; allein, endlich gab er doch dem ungestümen Begehren der Juden nach, und ließ geschehen, daß der Unschuldigste gekreuziget wurde, und handelte also gegen seine innigste Überzeugung. M. A.! Woher kam dieses? Was verleitete den Pilatus, seiner Überzeugung zuwider, den Unschuldigsten der Wuth eines wankelmüthigen Volkes aufzuopfern? Was bewog ihn, an seinem eigenen Gewissen zum Verräther zu werden? Dieß ging ganz natürlich zu. Pilatus hatte sich bisher manche Ungerechtigkeit und Bedrückungen gegen die Juden erlaubt; er hatte sich vieler Verbrechen gegen dieselben schuldig gemacht, und mußte also befürchten, daß die Anklage wegen dieser Verbrechen, ihm bey dem römischen Kaiser eine schwere Verantwortung zuziehen würde. Um also dieser besorglichen Verantwortung und

Strafe zu entgehen, gab er Jesum ihrer Mordlust preis.

Doch, was haben wir nöthig, in die Geschichte vergangener Zeiten zurück zu gehen, da uns die tägliche Erfahrung so viele traurige Beyspiele hiervon aufstellet. Wie mancher wird dadurch, daß er im Spiele etwas gewinnen will, zum Betrieger, zum Unbarmherzigen und Verbrecher? Seine erste unerlaubte Begierde zieht viele andere Sünden, und oft schwere Vergehungen nach sich. Wie manche unverheirathete Frauensperson wird wegen ihres Leichtsinns von einem unzüchtigen Menschen verführt, und zu welchen verzweifelten Mitteln greift sie dann nicht, um ihre Schande zu verbergen? Wie manche, die nun Ehre und Hoffnung, sich glücklich zu verheirathen, verloren hat, wird nun eine Verführerinn unschuldiger Jünglinge, um nur nicht darben zu müssen! Wie mancher sagt vorsätzlich eine Unwahrheit, und geräth dadurch so in Verlegenheit, daß er, um nur seine Ehre zu retten, die erste Lüge durch eine zweyte, die zweyte durch eine dritte bedecken muß, und wird dadurch zum förmlichen Lügner.

Sehet, a. Z.! so leicht ist es, in die Tiefe des Lasters herab zu sinken, wenn auch nur ein einziger Tritt mißgleitet! So leicht ist es, sich von dem Wege der Tugend so weit zu verirren, daß man gar nicht mehr auf denselben zurückgebracht wird, wenn man sich nur einige unbedeu-

tend scheinende Seitenschritte erlaubt, oder um mich eigentlicher Ausdrücke zu bedienen, so leicht wird der ganz sittliche Character und Zustand eines Menschen, durch eine einzige vorsätzliche Sünde verschlimmert, und oft gänzlich verderbt. Wie wahr ist es also auch hier, was Christus sagt, daß ein wenig Sauerteig die ganze Masse ansteckt, und durchsäuert.

Was folgt nun aus allen diesen, a. Z.! wenn eine einzige vorsätzliche Sünde gemeiniglich noch viele andere Sünden nach sich zieht? Wenn eine einzige Sünde allen unsern guten Neigungen eine schiefe Richtung geben, unsern ganzen Character verschlimmern kann; wenn eine einzige vorsätzliche Sünde, das ganze Gebäude unserer Tugend, woran wir vielleicht viele Jahre gearbeitet haben, in einer Stunde erschüttern und zerstören kann; o, so muß unsere Furcht, unser Abscheu, vor jeder mit Vorsatz und Besonnenheit begangenen Sünde, um so größer seyn. Denkt ja nicht, diese einzige Sünde will ich nur begehen, in diesem einzigen Falle nur, will ich mir eine Ausnahme von der Beobachtung des göttlichen Gesetzes erlauben; dieß sind lauter eitle und täuschende Hoffnungen. Denn wer einmahl von dem rechten Wege abgewichen ist, der kann nicht zu sich selber sagen: so weit will ich gehen, und weiter nicht. Wenn einmahl der Stein aus unserer Hand ist, dann können wir weder die Richtung, die er genommen, noch die Stelle, welche er treffen soll, mehr bestimmen. Eben so wenig können wir die

Folgen berechnen, welche eine unvorsätzliche Sünde nach sich zieht; eben so wenig können wir den Lauf derselben nach Belieben hemmen und einschränken. Könnten wir den Lebenslauf manches tiefgesunkenen Sünders ganz durchschauen; könnten wir alle die Umstände und Gelegenheiten, die ihn nach und nach zu dem machten, was er ist, wissen: so würden wir oft mit Erstaunen sehen, wie sehr oft der ganze Grund seines sittlichen Verderbens in einer dem Anscheine nach nicht gar vielbedeutenden Sünde gelegen; wir würden sehen, daß eine einzige nicht geflohene böse Gelegenheit, eine einzige nicht bekämpfte und besiegte Versuchung zur Sünde, so zu sagen, der erste Keim war, der sich nach und nach entwickelte, aufschoß, und böse Früchte trug, die sich nachher ins Unendliche vermehrten und vervielfältigten.

O, so befleißiget euch denn einer steten Wachsamkeit über euch selbst. Achtet nichts zu geringe, denn ein einziger Funke hat schon oft eine verherende Feuersbrunst angerichtet. Meidet jede Gelegenheit zur Sünde; denn wer die Gefahr liebt, geht in derselben zu Grunde. Bekämpfet jede Versuchung gleich im Anfange, denn alsdann ist der Widerstand noch am leichtesten; Gefahr haftet hier auf jedem Verzuge. Haben wir aber einmahl nachgegeben, dann wird der Sünde der Sieg über uns leichter, und uns der Widerstand gegen die Sünde, schwerer; und wenn wir noch einige Mahl unterliegen; so ist die Herrschaft der Sünde über uns, für je und alle-

zeit, und dadurch auch unser zeitliches und ewiges Elend entschieden. Amen.

Am fünfzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Womit wir uns bey dem Tode geliebter Personen trösten und beruhigen können.

Text.

Er drängte sich zu ihr, redete sie freundlich tröstend an: Weine nicht! Luk. VII. 13.

Das heutige Evangelium schildert uns, l. Z.! einen höchst traurigen und rührenden Auftritt. Wenn wir uns in die Betrachtung der besondern Umstände desselben ein wenig einlassen: so werden wir uns des Mitleids kaum erwehren können. Das Evangelium selbst macht uns auf die Nebenumstände, welche diesen Auftritt so ganz besonders traurig und rührend machen, aufmerksam, denn es merkt ausdrücklich an, daß der Verstorbene ein Jüngling in der Blüthe des Alters, daß er der einzige Sohn seiner Mutter, und daß die Mutter eine Witwe war. L. Z.! treffen hier

nicht alle Umstände zusammen, welche eine solche Begebenheit traurig und niederschlagend machen können? Wäre nicht schon ein einziger dieser Umstände hinreichend gewesen, jeden nicht ganz fühllosen Menschen zum Mitleiden zu bewegen? Und nun, was mußten diese Umstände alle zusammengenommen, für einen tiefen Eindruck auf das Herz dieser Mutter machen? Ja, l. Z.! stellt euch diese Mutter vor, wie sie mit wankenden Schritten, mit zur Erde gesenktem Blicke, und mit Thränen im Auge, der Leiche ihres Kindes folgt! Denkt euch in die Lage einer solchen Mutter. Es war ihr einziges Kind; schon war es den Gefahren der Kindheit entgangen; es hatte schon das Jünglingsalter erreicht, und bey ihr schon die schmeichelhaftesten Hoffnungen erweckt; sie dachte, dieß Kind wird einst die Stütze und der Stab meines Alters seyn, so wie gegenwärtiges mir meine Freude und mein Stolz ist; es wird mir einst alle die Sorgen, alle die Mühe, und alle die schlaflosen Nächte, welche es mir gemacht hat, mit Wucher vergelten. Dieß Kind war bis hierher das einzige, was ihre freudenleere Einsamkeit erträglich, ja angenehm machte; und nun sieht sie alle jene schmeichelhaften Hoffnungen, wie einen Traum der Nacht, verschwunden; alle Freuden des Lebens, alle schönen Hoffnungen, werden mit ihrem Kinde zu Grabe getragen. Die Welt ist nun für sie öde und leer; das einzige Kind war, so zu sagen, noch der einzige Faden, der sie an das Leben band; und nun hatte der Tod auch diesen abgeschnitten.

O, könnte der Zustand dieser Mutter wohl trauriger und trostloser seyn? Und wie beträgt sich diese tiefgebeugte Witwe und Mutter dabey? Ist ihr Schmerz vielleicht so unmäßig, daß er sie der Verzweiflung nahe bringt? Oder bricht dieselbe vielleicht in ungerechte Klagen über Gottes weise Fügungen und Verhängnisse aus? Verwünscht sie vielleicht den Tag und die Stunde ihrer Geburt? Nichts von allen diesen, l. Z.! So viel Grund zur Entschuldigung und Rechtfertigung ihr dieser traurige Zustand darbiethet: so wehrt sie doch allen jenen zu heftigen Ausbrüchen des Schmerzes. Ihr Schmerz ergießt sich nur in stille Thränen, und wer mag ihr dieses verargen? Unser Heiland macht ihr darüber keine Vorwürfe, sondern er sagt nur zu ihr: **Weine nicht, denn du sollst getröstet werden.** Das Beyspiel dieser Witwe, welche den Tod ihres einzigen Sohnes mit so viel Gelassenheit und Fassung des Gemüths ertrug, gibt mir Veranlassung, euch heute zu zeigen: **Wodurch wir uns den Tod solcher Personen, die uns lieb und theuer waren, minder schmerzlich und traurig machen können und sollen.**

Die Trennung von Freunden und Geliebten, welche der Tod verursachet, ist keines der geringsten Leiden, welche uns hier auf Erden treffen. Diese Trennung ist noch über dasjenige, was gemeiniglich den Tod sowohl für den Sterbenden selbst, als für die Zurückgelassenen, so bitter und schmerzlich macht. Denn wie kann wohl z. B. ein Vater ungerührt bleiben, wenn

er seine vielleicht noch unerzogenen Kinder, und seine trostlose Gattinn um sein Sterbelager versammelt sieht; und wenn er in ihren Mienen den Kummer, und die Traurigkeit über sein nahes Hinscheiden so sichtbar ausgedrückt liest, wenn er ihr Wehklagen, und ihr ängstliches Flehen zu Gott, um Verlängerung des ihnen so theuren Lebens hört: muß ihm da nicht der Kelch des Todes doppelt bitter schmecken? Wie könnten auf der andern Seite die Kinder unempfindlich dabey seyn, wenn ihnen der Tod ihren Vater, ihren Ernährer und Fürsorger entreißt; wie könnte eine Frau unempfindlich seyn, wenn der Tod den treuen Gefährten ihres Lebens, ihr von der Seite reißt; wie könnte der Freund unempfindlich seyn, wenn der Tod das so eng geknüpfte Band der Freundschaft gewaltsam zerreißt? Man würde mich also sehr mißverstehn, wenn man glaubte, ich forderte von den Christen eine vollkommene Gleichgültigkeit bey dem Tode ihrer Freunde und Geliebten. Nein, eine solche Gleichgültigkeit fordert die Religion Jesu nicht; denn sie übertrifft die menschlichen Kräfte, und widerspricht geradezu der menschlichen Natur. Und eine solche Gleichgültigkeit würde uns auch keineswegs eine vortheilhafte Meinung von der Gemüthsart desjenigen beybringen, welcher bey solchen Auftritten gänzlich kalt und ungerührt bliebe.

Auf der andern Seite aber kann man gar leicht zu weit gehen; man kann einer unmäßigen Traurigkeit nachhängen, man kann vom Gram und Kummer sich so bemächtigen lassen, daß man

zur Ausrichtung seiner Berufsgeschäfte völlig untauglich und unbrauchbar wird; man kann durch eine so unmäßige Traurigkeit der Mörder seines eigenen Lebens werden; man kann seinen Kummer und Gram in mürrische, ungerechte Klagen über Gottes weise Regierung ausbrechen lassen. Mit einem Worte: man kann auch in diesem Stücke jene Gränzen überschreiten, welche sowohl die Vernunft, als die Religion uns setzen; und dieß soll und darf der Christ nicht thun. Der heilige Paulus sagt: wir Christen sollen uns über den Tod nicht so betrüben, wie Leute, die keine Hoffnung haben. Und was biethet uns denn die Religion Jesu für Trostgründe dar, wodurch wir den Schmerz über den Tod unserer Freunde und Geliebten lindern sollen.

Erstens lehrt uns die Religion Jesu, daß Leben und Tod nicht das Werk eines blinden Zufalls, oder einer unerbittlichen Nothwendigkeit sind; sondern daß sie von einem weisen und gütigen Urheber und Regierer der Welt nach den weisesten Gesetzen ausgetheilt werden. Jesus Christus sagt ja bey Matth am 10, 29 — 30. ausdrücklich, daß ohne Zulassung Gottes kein Haar von unserm Haupte falle; wie kann also ohne seine Zulassung jene Trennung der Seele vom Leibe vor sich gehen? Der Tod keines einzigen Menschen kann also ohne den Willen Gottes erfolgen; und ist denn dieser Wille Gottes nicht immer ein weiser, ein heiliger, ein gütiger Wille? Kann Gott vermöge seiner Natur etwas anderes wollen, etwas anderes zulassen, als was zuletzt auf

die Beförderung unserer eigenen Glückseligkeit abzielt? Dieß kommt uns zuweilen freylich etwas hart zu glauben an; wie soll der Tod meines Mannes wohl für meine Glückseligkeit zuträglich seyn, da doch von seinem Leben mein ganzer zeitlicher Wohlstand abhängt, da ich durch seinen Tod in eine so traurige hülfsbedürftige Lage versetzet werde; da mich jetzt Nahrungssorgen, die mir ehedem unbekannt waren, quälen; da ich jetzt so viele Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens, die mir ehedem zu Gebothe stunden, entbehren muß? So denkt manche einsame Witwe. Wie soll der Tod meines Vaters und meiner Mutter, die meine Erzieher, Ernährer und Versorger waren; wie soll dieser Tod für meine Glückseligkeit zuträglich seyn, da ich nun ohne Rath, ohne Beystand, ohne Freunde, ohne Gönner, in der Welt herumirren muß; da ich bloß der Gutthätigkeit menschenfreundlicher Leute überlassen bin; und da mein ganzes Schicksal bloß dem Zufalle preis gegeben ist? So denkt vielleicht manche verlassene Waise. Allein, l. Z.! wenn wir auch die Ursachen und Absichten Gottes nicht erforschen können, warum er diesen oder jenen für unsern Wohlstand so nachtheiligen Todesfall verhängt oder zuläßt; wenn wir auch den Zusammenhang zwischen dem Tode einer uns so theuren Person, und unserer daraus entstehenden Glückseligkeit nicht einsehen können: so dürfen wir doch keinen Augenblick an der Güte, Weisheit und Heiligkeit dieser Absichten zweifeln. Wir müssen vielmehr diese Verfügungen im Staube verehren; wir müssen uns unter seine Verfügungen willig

beugen, wenn wir nicht die Grundwahrheit des Christenthums, daß ein Gott, und dieser Gott ein weiser, gütiger und heiliger Gott sey, mit der That verläugnen wollen.

Ja, l. Z! um unsern Schmerz bey dem Tode unserer Freunde und Geliebten nach den Vorschriften der Religion zu mäßigen, braucht es weiter nichts, als daß wir unsern Glauben an Gottes weise und gütige Vorsehung recht stärken und beleben, und daß wir uns in diesem Glauben nicht irre und wankend machen lassen; wenn das Gegentheil auch noch so scheinbar ist, und wenn wir auch noch so viele Beweise zu haben glauben, daß Gott bey uns eine Ausnahme von den weisen und gütigen Gesetzen gemacht habe, nach welchen er die Welt regiert.

Eine unmäßige Traurigkeit und Betrübniß über den Tod unserer Freunde und Geliebten, ist also ein sicherer Beweis von einer geheimen Unzufriedenheit mit Gottes Fügungen, und eines Mangels an Glauben und Vertrauen auf seine Güte und Weisheit, folglich für Christen und Christenthum schimpflich und entehrend.

Der zweyte Trostgrund, den uns die Religion bey dem Tode unserer Freunde und Geliebten darbiethet, bestehet darin: daß sie uns den Tod nicht als ein Übel ansehen lehrt, sondern vielmehr als eine Wohlthat. Denn was ist der Tod in den Augen des vernünftigen Christen anders, als eine Veränderung in der Art unseres Seyns und Lebens; als eine Befreyung von allen den Übeln des Leibes und der Seele, die uns hiernie-

den drücken; als eine Auflösung der Bande, welche uns fesseln; als eine Hinwegräumung der engen Schranken, welche uns umgeben; als ein Aufschwung in hohe und selige Gegenden; als eine Versetzung in einen andern Theil der großen Haushaltung Gottes; als der Übergang in ein besseres Leben. So lehrt uns die Religion den Tod betrachten. Der Tod erscheint dem Christen nicht mehr in jener fürchterlichen Gestalt, in welcher der Heide sich ihn vorstellte. Haben wir also wohl Ursache, diejenigen zu bedauern, welche der Tod trifft? Sollten wir ihnen nicht vielmehr Glück wünschen, daß sie sich endlich durch die dornigten Pfade dieses Lebens glücklich durchgearbeitet, und das Ziel ihrer irdischen Laufbahn erreicht haben? Warum wollten wir uns also einer, die Kräfte des Leibes und der Seele verzehrenden, Traurigkeit hingeben? Warum wollten wir mit unvernünftigen Klagen den Himmel bestürmen? Wir pflegen ja sonst uns nicht eher zu betrüben, als bis unsern Freunden ein wirkliches Unglück zugestoßen ist; warum wollten wir also hier unmäßig trauern, da der Tod nicht nur ein eingebildetes Unglück, sondern sogar eine wahre Wohlthat ist; folglich müssen wir entweder diesen ausgemachten Religionswahrheiten widersprechen, oder wir müssen unsere Thränen, Klagen und Traurigkeit mäßigen.

Der dritte und kräftigste Trostgrund ist endlich die Hoffnung einer endlichen Wiedervereinigung mit unsern Freunden und Geliebten. L. Z.! Wenn der Tod uns auf ewig

von unsern Freunden und Geliebten trennte; wenn er eine ewige Scheidewand zwischen uns und ihnen befestigte; wenn wir durch eine unermeßliche Kluft von einander geschieden würden: dann wäre das Übermaß von Traurigkeit und Betrübniß, noch einigermaßen zu entschuldigen und zu rechtfertigen; allein, da das nicht ist: so kommt uns diese Entschuldigung und Rechtfertigung keineswegs zu statten. Denn die Trennung, welche der Tod verursacht, dauert vielleicht nur eine sehr kurze Zeit; vielleicht vereiniget uns der Tod eher wieder mit ihnen, als wir es glauben. Und sollten wir auch noch so lange leben, was ist unser Leben? Ein Schatten, welcher flieht. Zwanzig, dreyßig Jahre sind wie der gestrige Tag, der vorüber gegangen ist; und dann führt uns der Tod wieder in die Arme unserer Freunde und Geliebten. Warum sollten wir uns also unmäßig betrüben? L. Z.! Wenn Freunde im Leben von einander scheiden, und Hoffnung haben, einander bald wieder zu sehen: so mag es wohl seyn, daß sie dem scheidenden Freunde eine Abschiedsthräne nachweinen; es mag seyn, daß sie einen mäßigen Kummer fühlen; allein die Hoffnung des baldigen Wiedersehens hemmt bald den Lauf der Thränen, und läßt die Traurigkeit nicht zu einem allzuhohen Grade steigen. Und doch, wie unsicher ist diese Hoffnung! Wie oft schon haben zwey Freunde, welche sich im Leben trennten, einander beym Leben nicht wieder gefunden! Wenn aber doch die Hoffnung des Wiedersehens, das Herbe der Trennung im Leben versüßet, war-

um sollte es nicht auch das Bittere der Trennung im Tode versüßen? Trocknet also eure Thränen, ihr, die ihr bey dem Grabe eures Vaters, eurer Mutter, eines Gatten, eines Wohlthäters, eines Freundes, eines Kindes weinet; trocknet sie, denn ihr werdet sie einst alle wieder sehen; ihr werdet euch wieder mit einander vereinigen, und diese Wiedervereinigung wird nie mehr getrennt werden. Tröstet euch dann, ihr zärtlichen Mütter, wegen des Hinscheidens eurer zärtlichst geliebten Säuglinge; denn der Allvater im Himmel will sie euch einst wieder geben. Denket euch schon im voraus das seelengroße Vergnügen, die, die euer Herz so innigst liebte, wieder zu sehen, wieder zu umarmen, und dann auf ewig mit ihnen die Seligkeiten des Himmels zu genießen.

Ich habe euch nun die vorzüglichsten Trostgründe, welche uns die Religion darbiethet, und welche gewiß hinreichend sind, den Schmerz, die Thränen und Klagen über den Tod unserer Freunde und Geliebten, zu mildern und zu mäßigen, vorgetragen. Drücken wir uns diese recht tief in unser Gedächtniß ein, machen wir uns bey Zeiten recht vertraut mit ihnen, damit sie sich zur Zeit der Noth auch ungerufen uns darstellen; denken wir öfterer daran, daß wir unserer heiligen Religion Schande und Unehre machen, wenn wir durch unser Betragen zeigen, daß ihre tröstlichen Wahrheiten und Verheißungen nicht einmahl so viel Kraft bey uns haben, daß wir den Ausbruch unbilliger Klagen, und den Lauf zu häufiger Thränen

dadurch hemmen können. Zeigen wir vielmehr durch eine vernünftige und gesetzte Fassung, daß jene tröstlichen Wahrheiten ihre Wirkung auf unser Herz nicht verfehlt haben. Zeigen wir, daß wir den Tod für kein so erschrecklich Übel ansehen, welches so unmäßig beweinet zu werden verdiene, und daß die Hoffnung einer endlichen Wiedervereinigung uns die gegenwärtige Trennung von unsern Freunden und Geliebten erträglich und leicht mache. Wir haben zwar nicht Ursache, uns jener Empfindungen zu schämen, oder sie gewaltsam zu unterdrücken, welche in jedem nicht ganz verwilderten Herzen nothwendig entstehen; nur sollen wir ihnen nicht zu lange nachhängen, uns nicht ganz von ihnen einnehmen lassen, sondern durch die Religion so leiten und mäßigen, daß wir dadurch nicht in dem erlaubten und unschuldigen Genuße der Freuden, und in der pünctlichen Erfüllung der Pflichten des Lebens gestört und gehindert werden. Amen.

Am Feste der Geburt Mariä.

Nicht alle Aeltern haben Ursache, sich über die Geburt ihrer Kinder zu freuen.

Text.

Gelobt sey Gott, der Herr Israels, daß er auf sein Volk gnädig herabgeblickt, und ihm eine Erlösung veranstaltet hat. Luk. I. 68.

So dankte ehemahls Zacharias mit frohem Herzen Gott, weil er aus der wundervollen Geburt des Johannes und allen dem, was dabey vorgegangen war, (er hatte nähmlich Gehör und Sprache wieder bekommen) auf große Anstalten Gottes zum Heile der Juden, und auf die endliche Erfüllung der Verheißung vom Messias schloß. Gelobt sey der Herr Israels, unser Gott, daß er auf sein Volk gnädig herabgesehen, und ihm eine Erlösung veranstaltet hat. Hätten Joachim und Anna, die Ältern Maria, den prophetischen Blick, die innere Erleuchtung von Gott gehabt, wie Zacharias: so hätten sie bey der Geburt ihrer Tochter Maria, das nähmliche Loblied anstimmen dürfen. Denn wo hatte man mehr Ursache, Gott zu preisen, daß durch die Sendung Jesu Christi die alte Verheißung erfüllet würde, bey der Geburt der Mutter oder bey der Geburt eines nachmahligen Vorbothen desselben, der Jo-

hannes war? Die Mutter ging doch dem Sohn und Heiland Jesu näher an, als der Zeitgenosse und Verkündiger Johannes — So wollen wir also heute am Feste der Geburt Mariä Gott danken, und uns wie Zacharias freuen, daß unser Gott auf sein Volk gnädig herab geblickt, und ihm eine Erlösung veranstaltet hat. Denn wir wissen es nun, was aus der jungen Tochter Maria geworden ist, wozu sie Gott bestimmt hatte, zur Mutter unseres Herrn und Erlöser Jesu nähmlich. Die Geburt Maria war also recht eigentlich eine der ersten Verstaltungen Gottes zu unserer Erlösung. Wir wollen uns heute noch über die Geburt Maria freuen, wie sich Anna und Joachim am Geburtstage ihrer Tochter werden gefreuet haben; denn wirklich hatte dieses rechtschaffene Ehepaar alle Ursache, sich über die Geburt Maria, ihrer Tochter zu freuen. Das zeige ich euch im ersten Theile. Haben aber auch alle Aeltern noch heut zu Tage Ursache, sich bey der Geburt jedes ihrer Kinder zu freuen? Zweyter Theil.

I. Die vernünftigste und eigentlichste Ursache, sich über die Geburt eines Kindes zu freuen, ist für Ältern immer die: Wenn sie mit Wahrscheinlichkeit vorher sehen können, oder einigen Grund haben, zu glauben und zu hoffen, daß aus dem Kinde einstens ein guter Christ, ein nützlicher Mensch auf dieser Erde, und ein Erbe des Himmels werden könne. Gewißheit haben Ältern darüber freylich niemahls,

aber doch größere oder geringere Wahrscheinlichkeit; und woher meint ihr wohl, daß sie diese Wahrscheinlichkeit, was künftig aus ihren Kindern werden könne, nehmen sollen? Aus sich selbst. Ältern dürfen in den meisten Fällen von sich auf ihre Kinder schließen; schon nach dem bekannten Sprüchworte: der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Sind die Ältern gut gesittet, sind sie rechtschaffen und gottesfürchtig; so legen sie schon den Keim zur künftigen Rechtschaffenheit in das zarte Kind; dann werden sie es auch nicht an der guten Erziehung fehlen lassen. Und was der Mensch auf die Welt mitbringt, und was man dann in der Erziehung aus ihm macht; das wird er, das ist er, und das bleibt er. Joachim und Anna war ein rechtschaffenes Ehepaar; sie fürchteten Gott und thaten nach der Vorschrift ihres Gesetzes. Sie waren nicht reich, nährten sich doch aber ehrlich; sie lebten in Friede und Eintracht mit einander, sie dienten Gott mit Frömmigkeit und guten Werken. Ein so rechtschaffenes Ehepaar hatte allerdings Ursache, sich bey der Geburt eines Kindes zu erfreuen. Daß Maria von so rechtschaffenen Ältern entsprossen, nicht ausarten und ihren Ältern Unehre machen würde, ließ sich mit allem Grunde hoffen. Sie hatte von ihren Ältern nicht nur Fleisch und Blut, sondern auch die Anlage und den Keim zu vielen schönen Tugenden bekommen. Im Mutterleibe war sie zur Unschuld gebildet, und mit der Muttermilch hatte sie die Gottesfurcht eingesogen. Sie wuchs

unter der Aufsicht frommer Ältern auf, wie konnte sie also anders als zur Gottseligkeit heranwachsen? Sie hörte und sah lauter Gutes von ihren Ältern; ihr Herz mußte also unverdorben bleiben. Wenn das Kind niemanden lieber nachahmt, als seinen Ältern, die es immer vor Augen hat; was konnte aus Maria anders werden, als eine rechtschaffene, Gott gefällige Tochter, die würdig war, dereinst den Welterlöser zum Sohne zu haben, wenn sie an dem Beyspiele ihrer Ältern nichts als Gutes sah. So gewiß sich nun Joachim und Anna an dem Geburtstage ihrer Tochter werden gefreuet haben: so vernünftig und so gegründet war ihre Freude. Es war keine thörichte, bloß sinnliche und eitle, sondern es war die vernünftigste und ausdauernste Freude. Sie hatten nicht zu fürchten, daß diese Vater- oder Mutterfreude jemahls Bitterkeit nach sich ziehen werde, wie es vielen Ältern ergehet, die sich am Geburtstage ihrer Kinder freuen, und dann wieder wünschen, sie im ersten Bade erstickt zu haben. — Hätten die Ältern Mariens vollends gewußt, was aus ihrer Tochter werden würde: so wäre ihre Freude bey weitem noch größer gewesen; aber auch da sie das noch nicht wußten, hatten sie doch schon alle Ursache, sich am Geburtstage ihrer Maria zu freuen. Haben aber auch heut zu Tage noch alle Ältern Ursache, sich über die Geburt jedes ihrer Kinder zu freuen? Das wollen wir noch kürzlich im zweyten Theile sehen.

II. Daß sich Ältern am Geburtstage ihrer Kinder freuen, ist ganz natürlich. Allein, bey vielen ist das eine eitle und leere Freude, die nicht lange dauern kann, sondern sich bald in Traurigkeit verwandeln muß. Nur bloß dann, wie schon gesagt, ist die Freude der Ältern, die sie über ihre Kinder haben, eine vernünftige und gegründete Freude, wenn sie mit einiger Wahrscheinlichkeit vorhersehen können, daß einstens gute Menschen, und wahre Christen aus ihnen werden. Wie viele Ältern haben nun Grund genug, das von ihren Kindern zu hoffen, da sie selbst oft so wenig Rechtschaffenheit und so wenig Gottesfurcht besitzen? Ältern sage ich, können von dem Bewußtseyn eigener Rechtschaffenheit so ziemlich gut auf ihre Kinder schließen; aus dem bekannten Sprüchworte: der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Wie will nun der Vater, der seine Jugend in Liederlichkeit und Ausschweifungen zugebracht hat, von seinem Sohne etwas anders erwarten? Wie will die Mutter, wenn sie ehemahls selbst eine Buhldirne war, von ihrer Tochter sich etwas besseres versprechen? Nein, die Kinder gehen fast allezeit den Weg, den ihre Ältern gegangen sind; die Erfahrung bestätiget auch das in sehr vielen Fällen, wenn auch nicht allgemein. Ältern also, die sich keines guten Wandels bewußt sind, dürfen sich gemeiniglich von ihren Kindern nichts besseres versprechen. Die Kinder treten in die Fußstapfen der Ältern. Und wie können sich

dann Ältern über die Geburt eines Kindes freuen, wenn sie ihr eigenes Bewußtseyn gleichsam nöthiget, von ihren Kindern eher alles Schlimme, als etwas Gutes zu erwarten? Wenn die Söhne ihnen einstens den Gehorsam aufkündigen, sie auf alle Weise betrüben, und im Alter ihrer nicht mehr gedenken werden! Wenn einstens kein Nachbar von ihren diebischen Händen sicher ist; wenn sie liederliche Kameraden werden, der Unschuld öffentlich oder ins geheim nachstellen; so manchen wackern Gesellen mit sich ins Verderben fortreißen, und wenn sie einstens rasende Spieler, Zecher, und Klopffechter werden! Wie können Ältern über ihre Kinder sich freuen, wenn diese über kurz oder lang so unnütz seyn werden, als es die Ältern vorher auch waren! Der Heiland sagt von seinem Verräther: Mit des Menschensohn gehet es zwar so, wie von ihn geweissagt ist; wehe aber dem Menschen, durch dem er verrathen wird! Es wäre besser, der Mensch wäre nie geboren. Und meistentheils könnte man das von den Kindern der Gottlosen sagen. Lasterhafte Ältern, für euch ist es kein Glück, wenn euch Kinder geboren werden; ihr habt keine Ursache, euch über der Geburt eurer Kinder zu freuen! Denket nur an das Sprüchwort: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Eure Kinder werden einst den Weg gehen, den ihr gegangen seyd, gerade als wenn ihr ihnen denselben vorgezeichnet hättet; ihr Thun und Lassen wird gerade so aussehen, wie das eurige in der Jugend. Ih-

re Gesellschaft wird keine bessere seyn, als es vielleicht die eurige war; ihre Eingezogenheit, ihre Schamhaftigkeit, ihre Gottesfurcht wird so schlecht seyn, als es die eurige war. So wenig Heli am Geburtstage seines Sohnes, so wenig der Vater des Verräthers Judas sich über die Geburt desselben zu erfreuen Ursache hatte: eben so wenig Ursache haben noch heut zu Tage manche Ältern, sich am Geburtstage ihrer Kinder zu freuen. Denn ist es nicht weit besser, das Licht der Welt gar nicht gesehen zu haben, ewig im Nichts geblieben zu seyn, als zum ewigen Verderben geboren zu seyn, wo man einstens vielleicht selbst den Tag seiner Geburt verfluchen wird, wie ihn mancher Bösewicht in diesem Leben schon verflucht hat.

Unverheirathete! wollet ihr also einstens eine glückliche Ehe führen, und euch über eure Kinder mit Grunde freuen: so führet ein rechtschaffenes, ordentliches Leben vor eurer Ehe. Gewöhnt euch in der Jugend an Eingezogenheit und an alles Gute. Meidet die bösen Wege der Ungerathenen.

Ältern! wenn ihr eure Jugend und überhaupt eure vorige Lebenszeit, schlecht zugebracht habt, und ihr wollet Freude an euren Kindern erleben: so kennet ihr nun den Weg des Bösen aus eigner Erfahrung; um so mehr, um so wachsamer sehet darauf, daß eure Kinder nicht auch diese Wege einschlagen. An euch könnt ihr ja abnehmen, was eure Kinder nicht seyn dürfen, und wovor ihr sie sorgfätig bewahren müsset. In

eurem vorigen Leben könnt ihr, wie in einem Spiegel, alle Laster der Jugend sehen; schauet also nur hin auf eure Kinder, damit sie euer Ebenbild im Sündigen nicht werden, wie sie es vielleicht schon leider! nicht nur dem Gesichte, sondern auch den Gemüthsanlagen nach sind.

Am Feste der heiligen Schutzengel.

Wozu uns der Gedanke bewegen muß, daß Gott die Engel zu Schutzgeistern unserer Tugend bestimmt hat.

Text.

Sind es nicht überhaupt dienstbare Geister, zum Dienste derjenigen bestimmt, die Erben des Heils werden sollen? Hebr. I. 14.

Im Briefe an die Hebräer oder Judenchristen werden Jesu, dem Sohne Gottes, große Vorzüge vor allen Engeln eingeräumt; die letzte Offenbarung Gottes durch Jesum wird allen vorhergehenden Offenbarungen weit vorgezogen. Durch Jesum, heißt es unter andern, hat Gott die Welt gemacht, ihn als Sohn hat er zum Erben aller Dinge eingesetzt; er sitzt zur Rechten der Herrlichkeit im Himmel, schon sein Nahme hebt ihn weit über alle En-

gel hinauf. Von ihm spricht Gott, bey seiner Einführung in die Welt, alle Engel Gottes sollten ihn anbethen. Zu welchem Engel, heißt es weiter, hat Gott je gesagt: sitze zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde dir zu Füßen lege. Sind es nicht vielmehr lauter dienstbare Geister, zum Dienste derjenigen gesandt, die Erben des Heils werden sollen. Der Glaube also, daß es Schutzgeister gebe, oder Engel, die Gott zum Dienste und zum Besten der Menschen brauche, ist ein sehr alter Glaube. Der Verfasser des Briefes an die Hebräer, wahrscheinlich der Apostel Paulus, hatte ihn auch; denn wie hätte es deutlicher gesagt werden können, daß Engel Schutzgeister der Menschen seyn, als es im 14. V. des Br. an die Hebräer gesagt wird, mit den Worten: Sind es nicht lauter dienstbare Geister, zum Dienste derjenigen gesandt, die Erben des Heils werden sollen? Schon zu den Zeiten des Sokrates, des weisesten und besten Mannes im Alterthume, herrschte der Glaube: daß für ganze Länder und Städte, eigene Schutzgeister ausgestellet seyn. Dieß ist nun auch der Glaube der katholischen Kirche; den wir nun beybehalten, zu unserm Troste anwenden, und uns dadurch in unserm Tugendeifer stärken und erhalten wollen. Engel also müssen uns dienen, weil es Gott so will! Engel sind zu unserm Dienste bestimmt, damit wir um so sicherer Erben des Heils werden. Lasset uns das vorerst beherzigen. I Sollten wir also nicht hinwiederum um so eifriger

Gott

Gott dienen, damit er um so unfehlbarer seine Absicht an uns erreiche, die er durch den Dienst der Engel an uns erreichen will II.

I. Engel, himmlische Geister, Bothen Gottes, sind von ihm, dem Herrn der Engel und Menschen, zu unserm Dienste ausgesandt! Engel stehen uns zur Seite, bey unserm Ein- und Ausgange, zu Hause und auf dem Felde, und auf allen unsern Wegen! Welchen Werth, o Mensch, hast du nicht vor Gott! Wie bist du aber dieser großen Gnade würdig? Nimmt man die Menschen, wie sie meistens sind, in ihrer Unwürdigkeit, in ihrem sündlichen Zustande, in ihrer Verdorbenheit durch selbst verschuldete Schwäche, oder durch Bosheit jeder Art; so muß man erstaunen, daß Gott, der Heilige und Gerechte, so große Rücksicht auf uns nimmt. Allein dem Heiligsten, dessen ganzes Wesen nur ewige unendliche Liebe zu allem Guten, zur Tugend und Heiligkeit ist, dem liegt, menschlicher Weise zu reden, alles daran, daß sein Reich, das Reich der Tugend auf Erden, sich immer weiter ausbreite; oder, mit andern Worten: daß recht viele Menschen gut und tugendhaft und ihm ähnlich, und daß sie es auf die vollkommenste Weise werden mögen. Wenn ich anders menschlich von Gott reden darf: so muß ich euch versichern, daß Gott gleichsam nur eine Sorge, nur eine Angelegenheit hat, und die bestehet darin, daß des Guten unter den Menschen so viel, und des Bösen so wenig geschehe, als nur immer möglich

ist. Ganz dem Willen des ewigen Vaters gemäß, lehret uns daher auch Christus in seinem Gebethe täglich bethen: Vater, dein Reich komme zu uns, oder mache uns alle gut und tugendhaft, wie es deine Kinder, wie es Unterthanen in deinem ganzen Reiche seyn sollen; und wie du selbst heilig und gerecht bist. Da wendet nun Gott alle Mittel an, um uns zum Rechtthun und zur Tugend anzuführen. Er hat uns den Sinn und die Achtung gegen alles Gute, tief ins Herz gelegt; und der Sünder kann nach dem eigenen Urtheile seines Gewissens, sich selbst nicht anders als verabscheuen. Ziehet eure eigene Empfindung darüber zu Rathe, denket über euch selbsten nach; ihr werdet finden, daß das keine leere Behauptung sey. Wer hat je seine Ältern gekränkt, oder die Unschuld verführt, und hat sich sodann nicht selbst dessen geschämt, und sich nicht selbst darum für verächtlich gehalten, wenn er wieder zur Besonnenheit gekommen war? — Gott redet durch sein heiliges Wort und durch die ganze sichtbare Schöpfung zu uns; er ermahnet, ermuntert, und treibt uns auf Wegen, die wir bey weitem nicht alle kennen, zum Guten an. Jeder Vorfall unsers Lebens von innen und von außen, Glück und Unglück, Freude und Widerwärtigkeit, Freunde und Feinde, alles erinnert uns an unsere Pflicht, treibt uns zum Rechtthun an. Wer in seinem Leben alles gekostet und erfahren hat, wird am Ende gestehen müssen: Nur wer Gott fürchtet, und Recht thut, ist auf dem

Wege zum wahren Glücke hier und jenseits des Grabes. Sehet, so vereiniget sich alles, so wirket zuletzt, nach der Anordnung Gottes, alles dahin zusammen, daß wir gute vernünftige Menschen werden, die würdig sind, Gottes Ebenbild zu heißen.

Zu eben dem Ende sendet nun Gott auch seine Engel aus, daß sie dem Menschen dienen, und ihm auf dem Wege der Gerechtigkeit sicher geleiten mögen. Die Schrift nennt ja die Engel ausdrücklich dienstbare Geister, die zum Dienste derjenigen gesandt sind, welche Erben des Heils werden sollen. — Erben des Heils sollen wir werden; zum ewigen Leben sollen wir eingehen; dahin will uns Gott recht sicher durch seine Engel führen! Engel sind also Schutzgeister der Unschuld, der Gerechtigkeit; sie sollen die Menschen auf dem Wege der Tugend fortleiten, und sie von der breiten Straße des Lasters zurückhalten. Wie oft hat uns vielleicht der gute Geist vor jeder Sünde, die wir begingen, die freundschaftliche Warnung zugeflüstert: Thue es nicht! Wie manchem hat der gute Geist vielleicht schon gleichsam die Hände gebunden, da er aus Rachbegierde auf seinen Feind losschlagen wollte! Missethäter haben es vor Gericht, oder von freyen Stücken schon oft bekannt, daß sie mehrmahls schon auf dem Wege zum Verbrechen gewesen, und immer wieder, wie durch eine unsichtbare Hand, zurückgeführet worden wären, daß sie wohl zehnmahl vorwärts, aber immer wieder zurück gegangen wären, bis sie endlich, alles

innern Widerstandes ungeachtet, zur Ausführung ihres schlimmen Vorhabens fortgeschritten wären. Ich weise hier jeden auf die eigene Geschichte seines Lebens hin. Wer hat es nicht schon an sich erfahren, daß es ihm oft schwer ankam, diese oder jene böse That auszuführen? Daß er sich Anfangs vor dem Bösen entsetzt, und wie durch eine unsichtbare Kraft, lange zurückgehalten worden ist? Der unschuldige Jüngling kömmt z. B. in eine verführerische Gesellschaft; schlimme Kameraden bereden ihn, Theilnehmer an ihrer Sünde zu werden. Wie schamvoll, wie in sich gekehrt, mit welchem Abscheu, steht der Unschuldige vorerst nicht da, bis es ihm endlich möglich wird, die Schandthat auszuführen! Sehet hier euern Schutzgeist, der zum Dienste desjenigen gesandt ist, der Erbe des Heils werden, zum ewigen Leben gelangen soll! — Wenn nun Gott Engel zu unserm Dienste aussendet, und uns durch Engel zum ewigen Heile führen will: sollen wir nicht hinwiederum Gott um so eifriger dienen, damit er seine Absicht an uns erreiche, die er durch den Dienst der Engel an uns erreichen will!

II. Gott sendet Engel zu unserem Dienste aus; welche Aufmunterung für uns, Gott um so eifriger zu dienen, das heißt, mit andern Worten: Gottes Gebothe zu halten, und unsern Pflichten getreu zu bleiben! wenn Gott alles thut, um uns, wie die Schrift sich ausdrückt, zu Erben des Heils zu machen; wenn sogar seine Engel uns dazu behülflich seyn, oder uns auf

dem Wege der Gerechtigkeit fortleiten sollen; wie muthwillig, wie leichtsinnig, verscherzt der also nicht sein wahres Heil, der unbekümmert auf dem alten Wege des Bösen fortwandelt! Welche gerechte Ursache hat der Vater nicht, auf seinen Sohn zu zürnen, wenn dieser sich durchaus nicht nach dem Wunsche und den Bemühungen des Vaters, zum brauchbaren und rechtschaffenen Manne will erziehen lassen! Ein Vater, dem seine Pflicht am Herzen liegt, gibt dem Sohne alle Mittel an die Hand, dereinst ein brauchbarer Mann zu werden. Er läßt ihm z. B. frühe viel Nützliches lernen, er besoldet bald diesen, bald jenen Lehrmeister, der den Sohn in einem oder dem andern Stücke unterrichten soll; er schafft mit vielen Kosten alle zur Erlernung irgend eines Gewerbes oder einer Kunst erforderlichen Werkzeuge an; er muntert den Fleiß seines Kindes durch gute Kleider und andere Geschenke auf, und wenn bey alle dem der Sohn doch nichts lernt, wenn er doch ein unwissender, ungezogener Junge bleibt; verdient er nicht, aus dem väterlichen Hause gestoßen, und von allem väterlichen Erbe ausgeschlossen zu werden? — Ist aber derjenige vor Gott mehr werth, der gar keinen oder einen sehr schlechten Gebrauch von allen Hülfsmitteln zum Guten macht! Der das von Gott ihm verliehene Talent, wie der faule Knecht, begräbt, ohne damit zu wuchern? Der Gott auf keine Weise dienen mag, unerachtet ihm Gott durch Engel dienen läßt!

Unsere Schutzgeister erinnern uns also jeden Augenblick an unsere Pflicht, Gott zu dienen, das heißt, Gottes Gebothe zu erfüllen, und unsere Lebenstage nützlich anzuwenden. Wir haben an dem guten Geiste, der uns umgibt, einen so treuen Wegweiser, und wir wollen uns selbst die Augen blenden, daß wir uns von dem Wege des Guten verirren! Sünde ist Thorheit, Blindheit des Geistes, Verachtung des Allerheiligsten, Untreue gegen den guten Geist, der uns zur Seite stehet; und doch gibt es noch so viele Sünde unter uns! — Und doch fährt man heute wie gestern fort, den alten Weg des Lasters zu betreten, und unbekümmert auf demselben fortzuwandeln! — Je größer aber der Leichtsinn, je unverzeihlicher die Thorheit eines Menschen ist, desto bitterer wird einstens die Reue darüber; der ungezähmteste, ausschweifendste Jüngling, wird gemeiniglich im Alter der trübsinnigste, unglücklichste Mann. Wenn nach langem Regenwetter der Himmel an einem Morgen auf einmahl gar zu heiter wird: so kommen gewöhnlich bald Stürme und trübe Wolken nach. Wessen Freude in jüngern Jahren so unbändig ist, daß er im Taumel der Lüste göttliche und menschliche Gesetze außer Acht läßt, der hat kein gutes Alter zu erwarten. Wer also sein Leben immer wohl genießen will, der genieße es in der Furcht Gottes, und folge immer dem guten Geiste, der uns alle, den Jüngling wie den Greis, unaufhörlich erinnert, uns warnet und uns drohet;

der diene Gott, weil Gott ihm Engel zum Dienste gibt.

Eine andere Predigt
auf das Schutzengelfest.

Wie müssen wir, gleich den Engeln, Gottes Ehre und Absichten zu befördern suchen?

Text.

Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auch auf Erden. Matth. VI. 10.

Die Engel überhaupt werden uns in der Bibel als sehr dienstfertige Geister gegen Gott, dessen Willen und Anordnungen, vorgestellt. Im heutigen Festevangelio sagt Jesus von ihnen: sie seyen die Engel, das heißt, Diener, Beschützer aller derjenigen, die in Demuth, in Niedrigkeit ihm anhingen, und sich unter seine Verehrer zählten. Den Simon Petrus, der Jesum bey seiner Gefangennehmung mit dem Schwerte vertheidigen wollte, wies er damit sehr nachdrücklich zurecht, daß er sagte: mein Vater könnte mir auf meine Bitte mehr denn zwölf Legionen Engel zusenden. Er setzte also voraus, daß diese ihn, wenn es befohlen würde,

weit besser vertheidigen würden, als Petrus mit seinem Schwerte. In dem berühmten Gebethe, das ihr alle Tage zu bethen pflegt, stellt Jesus die Engel sogar zum Muster des Gehorsams gegen Gottes Willen, für Menschen auf. **Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auch auf Erden.** Wird damit nicht voraus gesetzt, und von Jesu selbst als ausgemacht angenommen, daß die edlen Geschöpfe im Himmel, das ist, die Engel, Gottes Willen beständig und mit Freuden vollbringen! So wäre denn also das liebste Geschäft der Engel, Gottes Ehre zu befördern, seinem Willen zu gehorchen, und sich vorzüglich gern zum Dienste aller Guten und Frommen, auf der Erde gebrauchen zu lassen.

Dieß alles erzählt denn die Bibel auch insbesondere von einem gewissen Engel, den sie Michael nennt. Wir wollen diesen einen Engel, weil er uns einmahl genannt ist, für alle übrigen Engel nehmen; denn was von ihm wahr ist, kann auch allen übrigen Geistern des Himmels beygelegt werden. Michael also sey uns das Bild, an dem wir sehen, was Engel vermögen, wornach sie streben, und was ihr liebstes Geschäfte ist; und das ist kein anderes, als Gottes Ehre und Gottes Absichten zu befördern.

Lasset also auch uns, wie Engel überhaupt, oder wie Michael, 1) Gottes Ehre, 2) Gottes Absichten befördern.

Erster Theil.

Gottes Ehre ist, wie uns die Bibel ebenfalls erzählt, schon sehr oft, durch Engel befördert worden. Wer hat Gottes Ehre bey der Geburt seines Sohnes besungen? Ein Engel. Wer hat am Grabe des auferstandenen Jesus, zu seines Vaters Ehre, seine Auferstehung denen verkündiget, die ihn zu salben kamen? Die Engel. Und wie oft steht nicht sonst in der Bibel, daß sie vor Gottes Throne stehen und Gottes Ehre und Macht verkündigen. Im Himmel hörte ich eine starke Stimme sagen, spricht der heilige Johannes in der geheimen Offenbarung: Nun gehört das Heil und die Macht und das Reich unserm Gott, und die Herrschaft seinem Gesalbten. Wie oft werden in den Psalmen die Engel Gottes aufgefordert, daß sie sich mit frommen Menschen zum Lobe Gottes vereinigen sollen! Lobet ihn, ihr Engel, bethet ihn an, ihr Gewaltigen; jauchzet ihm, alle Heere des Himmels!

Doch, von den Engeln auf uns. Wir sollen also Gottes Ehre befördern. Dieß muß ohne Zweifel erst an uns selbst, und dann auch bey andern, geschehen. Was heißt, Gottes Ehre bey uns befördern? Wenn er aufs beste von uns erkannt, geehrt und gefürchtet wird. Richtige Erkenntniß Gottes, lebendige Ehrfurcht gegen ihn: das ist seine Ehre und sein Ruhm im Himmel und auf Erden.

Wollen wir also Gottes Ehre befördern: so müssen wir ihn alle Tage immer mehr und

besser kennen lernen; uns immer kräftiger überzeugen, von Gottes großen und herrlichen Eigenschaften, von seiner Allmacht, Weisheit, Gerechtigkeit, Güte und Fürsehung. Dazu wird uns dienen, die tägliche aufmerksame Betrachtung seiner Werke, und die in den heiligen Büchern beschriebene Lehre seines Sohnes Jesu. Nichts, m. L.! kann uns so lebendig an die Größe Gottes erinnern, nichts uns so sehr mit Ehrfurcht und Liebe gegen ihn erfüllen, als die Betrachtung seiner Werke. Nehmet die Psalmen, was anders hat darin so manchen frommen Israeliten zum Lobe Gottes begeistert, als die Betrachtung der Erde oder des Himmels im Glanze? So singt z. B. David im achten Psalm: Wie glänzend Herr, ist auf der ganzen Erde dein Ruhm! Dein Lob schallet weiter, als der Himmel ist. Wenn ich deinen Himmel, deiner Hände Werk, wenn ich Mond und Sterne, die du machtest, sehe: was ist dann der Sterbliche, daß du seiner gedenkst? und im neunzehnten Psalm: Der Himmel erzählet Gottes Ruhm, die Sternenhöhe verkündiget seine Werke. Ein Tag ruft es dem andern zu, eine Nacht thuts kund der andern. Keine Sprache, keine Worte sind es, deren Schall nicht vernommen werde. Die Sprache der Natur, will der Dichter sagen, ist für alle verständlich; immerdar prediget sie Gottes Ehre und Kenntniß. Am Tage die Sonne, und die von ihr erleuchtete Welt, des Nachts das Sternenheer. Jede Jah-

reszeit, Saat und Ernte, Frost und Wärme, Tag und Nacht, der brausende Sturm, wie der leise Westwind, der verzehrendste Blitz und die fürchterlichste Wetterwolke, wie das wohlthätige Sonnenlicht, der verwüstende Hagel, wie der erquickende Regen, das stärkste Thier, bis herab zum kriechenden Wurme, der größte Raubvogel, bis zum Schmetterlinge, der höchste Eichenbaum, bis zur niedrigsten Pflanze, der mächtigste Monarch, der weiseste Mensch, bis zum verächtlichsten Bettler und zum dümmsten Halbmenschen oder Wilden. Alles, alles zeigt uns im Großen, wie im Kleinen, Gottes Allmacht, Gottes Weisheit, Gottes Unendlichkeit. Schöpfet doch alle Tage aus dieser fruchtbaren Quelle immer neue, immer bessere, immer lebendigere Gotteserkenntniß, und präget sie eurem Gemüthe immer tiefer, immer unauslöschbarer ein; so habt ihr Gottes Ehre bey euch befördert.

In dieser immer vollkommnern Gotteskenntniß kann euch auch **zweytens** Jesus, unsrer aller Lehrer, noch weiter helfen; er war ja der erste, der diese richtige Kenntniß Gottes von Gott auf der Erde allgemeiner und wirksamer gemacht hat. Er, der selbst im Schooße des Vaters war, der den Vater am besten kannte, weil er ganz allein den Vater gesehen hat, kann uns ja am besten und verständlichsten sagen, wer Gott sey, und besonders was er für uns sey. Lasset euch nur gerne in seinem Worte unterrichten, ihr werdet alle Tage besser verstehen, daß Gott Va-

ter aller Menschen sey; daß seine Fürsehung alles wohl mache; daß Jesus, sein Sohn, unser bester und einziger Führer auf dem Wege des Heils seyn müsse; daß wir an Gerechtigkeit, Güte und Heiligkeit, ihm ähnlich werden müssen, um einstens in sein Reich zu kommen. Habt ihr aus dem Unterrichte Jesu und aus der Betrachtung der Werke Gottes, euch eine richtige Kenntniß von Gott geschöpfet, und sie recht tief und unauslöschbar euren Herzen einprägt, und begleitet euch die tiefste Ehrfurcht gegen den Unendlichen, auf allen euren Wegen, warnt sie euch vor jeder Sünde, und wacht sie am Tage wie in der Mitternacht, über alle eure Gedanken und Begierden; dann habt ihr Gottes Ehre an euch befördert.

Ihr müsset sie aber auch noch an andern befördern. Ihr müsset, so viel ihr könnt, dazu beytragen, daß diese richtige, lebendige Gotteserkenntniß und die daraus fließende Ehrfurcht gegen ihn, bey allen Menschen, und besonders bey den eurigen einkehre. Ihr Ältern müsset also jetzt eure Kinder mit Ehrfurcht den Nahmen Gottes aussprechen lehren; ihre zarten Herzen müsset ihr mit der aufrichtigsten Gottesfurcht erfüllen; und sobald das Kind nur von Gott und seinem Sohne und allen seinen Werken reden höret, muß es voll Ernstes und Begierde darauf merken.

Ihr habt alle Tage Gelegenheit und Veranlassung, den eurigen etwas Gutes von Gott zu sagen. Schon das tägliche Brot muß sie ja

an den guten Vater im Himmel erinnern. Das Wirksamste dabey ist aber immer dieß: daß eure Kinder bey jedem Gebethe, das ihr früh oder spät mit ihnen verrichtet, einen gewissen heiligen Ernst und die tiefste Ehrfurcht gegen den Unendlichen, auf euern Gesichtern gleichsam lesen können. Das wird einen ungemeinen guten Eindruck auf sie machen. Jedermann, endlich spreche mit dem, der unter ihm, oder auch seines Gleichen ist, nie leichtsinnig, nie scherzend, nie verächtlich und zweifelhaft von Gott und göttlichen Dingen; sondern immer mit männlichem Ernste, mit Ehrfurcht, mit Vernunft und Belehrung. Es ist ein unverzeihlicher und sehr schädlicher Leichtsinn, wenn man sich mit Gott und göttlichen Dingen Scherz erlaubt. Dergleichen unvernünftige Scherze, wozu aber gewiß kein Vernünftiger mit lachen wird, hört man leider! sehr oft bey muntern Gesellschaften, Mahlzeiten &c. Es sind aber meistens Rohe, Unwissende und Gottvergessene, die solche Scherze vorbringen.

Allen gehet in der ungeheucheltsten Gottesverehrung mit einem guten Beyspiele vor. Es ist unbeschreiblich, wie viele Menschen ein einziger frommer Diener Gottes erbauen kann! Ein frommer Bether mit gesammelten Geiste, voll Inbrunst und Ernstes, prediget die Gottesfurcht weit eindringender, als alle Kirchenceremonien und jeder Prediger.

Haltet denn auch die eurigen zur Schule und zum fleißigen Anhören der Predigt und christ-

lichen Lehre an; und gehet auch da wieder einer dem andern mit seinem Beyspiele vor. Die Schule und Kirche ist ja recht eigentlich der Ort, wo man zur Gotteserkenntniß und Gottesfurcht erzogen werden soll.

Was ich euch jetzt gesagt habe, ist das Vorzüglichste, was zur Beförderung der Ehre Gottes bey uns und bey andern geschehen soll. Gottes Ehre bey uns und bey andern, bestehet, wie gesagt, alle Mahl darin: daß wir selbst Gott recht kennen, fürchten und verehren, und daß auch andere durch uns, Gott und seinen Sohn Jesum, immer besser kennen und verehren lernen. Lasset uns aber auch zweytens Gottes Absichten befördern.

Zweyter Theil.

Gottes Absichten müssen wir befördern, vorerst an uns, und dann an allen übrigen Menschen. Was meint ihr wohl, was Gott für Absichten mit uns habe? Um es kurz zu sagen, keine andern, als wie es in jenem bekannten Liederverse heißt: Rechtthun und Seligwerden, ist mein Ziel und Ende auf Erden. Wir alle sind für den Himmel erschaffen. Sittlich gut zu werden, und dann nach dem Maße unserer erworbenen sittlichen Güte glücklich zu seyn. Das ist es, was wir nach Gottes Bestimmung alle werden sollen.

Vor allem also sucht selbst gute Menschen zu werden! Bemühet euch in dieser Absicht um eine richtige, deutliche und vollständige Erkennt-

niß eurer Pflichten; und sucht dann diese euere Pflichten, ein jeglicher in seinem Berufe und Stande, nach besten Kräften zu erfüllen.

Seyd ihr selbst erst gut, d. i. sagt euch euer Gewissen, daß ihr eure mannigfaltigen Christenpflichten, wo nicht schon ganz erfüllet habt, doch wenigstens immer besser und vollkommner zu erfüllen strebet. Dann wird es euch auch desto leichter werden, durch Lehre, Ermahnung und Beyspiel, auf die sittliche Verbesserung anderer zu wirken, und also Gottes Absichten, wie es seyn soll, auch an andern zu befördern.

Und so werdet ihr denn, m. A.! so recht eigentlich den Engeln Gottes im Himmel ähnlich werden, die nicht nur für sich selbst Gottes Willen aufs beste und treueste vollbringen; sondern auch unablässig bemühet sind, daß dieser Wille Gottes von andern vernünftigen Geschöpfen aufs beste vollbracht werde. Amen.

Am Feste aller Heiligen.

Wir sollen unsere Pflicht zwar nicht um des Lohnes willen thun; aber, wir dürfen uns doch bey starken Versuchungen zur treuen Erfüllung unsrer Pflicht, durch die zu erwartende himmlische Belohnung ermuntern lassen.

Text.

Freuet euch und frohlocket, denn euer Lohn ist groß im Himmel. Matth. V. 12.

Wir dürfen es unserm Heilande auf sein Wort glauben, daß der Lohn der Heiligen im Himmel groß sey, wenn er es uns auch nicht gesagt hat, worin dieser Lohn bestehe. Seyd zufrieden, sagt er bloß seinen Freunden, daß ihr einen großen Lohn im Himmel habt. Mit dieser Verheißung müssen auch wir uns begnügen, und nun nach Kräften uns bemühen, diesen Lohn zu verdienen. Zu seiner Zeit, wenn wir so glücklich sind, dieses Lohnes theilhaftig zu werden, wird uns alles kund werden. Im gemeinen Leben kömmt der Fall sogar manch Mahl vor, daß der Arbeiter sein Taglohn nicht zum voraus bestimmt weiß, sondern sich hierin lediglich auf die Güte und Rechtschaffenheit seines Herrn verläßt; und wenn der Herr, der ihn gedungen hat, mildthätig und gütig ist: so erhält der Arbeiter zu seinem größten

ten Vergnügen oft mehr, als er erwartet hatte. Auf die Güte Gottes, der nach der Versicherung Jesu, keinen Trunk Wasser unbelohnt lassen will, können wir weit sicherer rechnen, als auf die Güte eines Menschen. Fraget also nicht lange darnach: wie wird uns Gott belohnen? Wird dieser Lohn uns zufrieden stellen? Wird er groß genug seyn, um uns schadlos zu halten für manches zeitliche Gute, das wir hier entbehren mußten? Solche Fragen verriethen nur Mißtrauen in Gottes Güte. Noch mehr: wenn man so ängstlich immer nach der künftigen Belohnung im Himmel fragen wollte, wenn man den Armen z. B ein Brot gäbe, und man dächte schon bey sich: dafür wird mir doch Gott einstens weit mehr geben? Saget, l. Z! wäre das nicht Eigennutz, hieße das nicht das Gute mit Interesse gethan? Könnte da Gott seine Freude an uns haben, wenn wir das Gute im Grunde nicht aus Liebe zu ihm, sondern aus Liebe zu unserm Nutzen thäten? O nein! Wenn uns ein Freund Gutes erweist, und wir merken, daß er es eigentlich nicht uns, sondern seinem eigenen Nutzen zu Liebe erweist, so haben wir eben, wenn wir edel gesinnt sind, keine große Freude an seiner Gutthätigkeit. Und doch, l. Z.! gibt es unter euch so viele, die an nichts als künftige Belohnung, an Segen Gottes auf Erden, und an tausendfachen Ersatz im Himmel denken, wenn sie sich einmahl angreifen, und irgendwo etwas Gutes stiften. Und daher kömmt es denn, daß unsere

Tugend meistentheils nichts als Eigennutz ist. Ich will euch also heute vom Lohne im Himmel unterrichten, und da will ich euch beweisen:

1) Daß wir das Gute auf Erden nicht bloß um des Lohnes im Himmel willen thun dürfen.
2) Doch dürfen wir uns manch Mahl damit trösten und ermuntern, wenn wir um des Guten und unserer Rechtschaffenheit willen ein sinnliches Vergnügen oder einen zeitlichen Gewinn müssen fahren lassen.

Jedes Gute von Gott, dem Belohner, müsse euch lieb seyn; weit lieber aber müsse euch sein heiliger Wille und sein Wort seyn, das ich euch verkündige.

I. Theil.

Es ist Lehre und Grundsatz des Christenthums: übe deine Pflicht; thue wohl, aus Liebe gegen Gott; halte dich an Gottes Gebothe, weil es der Wille Gottes ist, der dir über alles heilig seyn muß. Also Ehrfurcht gegen den höchsten Willen, dem alles unterworfen ist, die vernünftige und vernunftlose Welt, Menschen, und alles was lebt und nicht lebt; Ehrfurcht gegen den Willen des allerheiligsten, des höchsten Gebiethers über Leben und Tod; Liebe gegen den Unendlichen, der die Güte selbst ist; dieß und nichts anders, muß uns eigentlich antreiben, ermuntern, unsere Pflicht zu thun, oder, welches

einerley, den Forderungen unserer Vernunft, unsers Gewissens, gehorsam zu seyn. Merkt euch das recht wohl, l. Z.! jedes Gut, das wir aus einer andern Absicht, aus andern Beweggründen, als aus Liebe gegen Gott, aus Ehrfurcht gegen seinen heiligsten Willen, der dieß oder jenes von uns verlangt, verrichten, ist eigentlich und im Grunde nicht gut, ist keine Tugendhandlung; sondern ist etwa nur Erfindung unserer Klugheit, Wirkung unseres Eigennutzes.

Damit ihr mich ganz verstehet: so will ich euch ein Paar Fälle zum Beyspiele anführen. Ihr habt Gelegenheit, einen Unglücklichen aus seiner Noth zu reißen. Ich sehe, ihr überleget aber erst, was zu thun sey, ob ihr nichts oder etwas thun sollet. Es fällt euch ein, wenn ihr den Unglücklichen rettet: so könne euch das entweder einen guten Nahmen machen, man werde euch um eurer menschenfreundlichen That willen allenthalben loben; oder ihr stellet euch schon im voraus mit Vergnügen vor, wie der Unglückliche, wenn er aus der Noth durch euch werde gerissen seyn, euch vielleicht eine Zähre der Dankbarkeit weinen, und euch seinen Retter und Freund mit innigster Rührung nennen werde. Dieß thut euch denn schon im voraus im Herzen wohl; und auf diese Betrachtung entschließt ihr euch, dem Unglücklichen zu Hülfe zu kommen. Was meint ihr nun: Wäre eure Hülfe alsdann wohl etwas Gutes? Wäre es eine Tugendhandlung? Nichts weniger. L. Z.! Es

wäre weiter nichts als eitle Ruhmsucht oder Eigennutz; es geschähe mehr euch, als eurem Nächsten zu Liebe. Wenn ihr aber nun beym Anblicke des Elenden, der eurer Hülfe bedarf, euch sogleich an eure Pflicht erinnert, es sogleich zu Herzen nehmet: hier befiehlt Gott, hilf, so viel du kannst; hier beym Anblicke des Unglücklichen offenbaret sich der Wille Gottes. Und wenn denn diese Vorstellung des göttlichen Willens so viel Eindruck auf euch macht, daß ihr gleich eure Hand zur Hülfe darbiethet; wäre das auch noch keine gute That, keine Tugendhandlung? O ja! Nun wäre eure Hülfe eigentlich etwas Gutes.

So, z. B.! geschieht es in tausend andern Fällen, daß man das zwar thut, was man thun zu müssen glaubt; nur hat man nicht immer den eigentlichen Beweggrund, der unsere Handlungen gut macht, nähmlich die Liebe gegen den Allgütigen, und die Ehrfurcht gegen seinen heiligsten Willen. Man hat wohl tausend Nebenvorstellungen, wenn es darauf ankommt, etwas Gutes zu thun. So gehorchen die meisten dem Landesherrn, oder auch demjenigen, der ihnen näher ist, eigentlich nicht deßwegen, weil Gott von den Untergebenen Gehorsam gegen seine Vorgesetzten verlangt, weil dieß der nothwendige Wille und die Einrichtung Gottes so ist, sondern die meisten gehorchen aus Zwang, weil sie müssen, aus Furcht vor Strafe. Der Bauer baut sein Feld nicht deßwegen, es fällt ihm nicht einmahl ein, es sey Gottes Wille, daß jeder das

Geschäft mit Willigkeit und Freude verrichte, welches ihm sein Stand auflegt: sondern ihm liegt beym Pflügen und Säen weiter nichts als die künftige Ernte, sein Vortheil, sein Eigennutz im Sinne.

So denken andere wieder an nichts, als an die künftige Belohnung im Himmel, wenn sie etwas Gutes thun sollen. Und diese sind gleichsam die Söldner, die Tagelöhner, die Fröhner im Reiche Gottes. Sie haben mit Gott gleichsam einen Vertrag gemacht, daß er sie für jeden Schritt, für jede große oder kleine That, recht reichlich belohnen möge. Ohne die gegründete Hoffnung eines guten Lohnes im Himmel, würden diese Art Leute keine Hand bewegen, keinen guten Gedanken fassen, keine gute That verrichten. Und diese Art Leute wollte ich nun eigentlich belehren, daß man das Gute auf Erden nicht bloß um des künftigen Lohnes im Himmel willen, thun dürfe. Was man aus Eigennutz thut, das thut man nicht aus Liebe zu Gott, aus Ehrfurcht gegen seinen heiligsten Willen. Nun ist es doch gewiß purer Eigennutz, wenn ich nur deßwegen meine Pflicht erfülle, nur deßwegen rechtschaffen handle, um zu seiner Zeit von Gott reichlich belohnt zu werden. Eigennutz aber ist nicht Tugend, das begreift ihr alle; die Tugend ist nicht deßwegen etwas Gutes, weil sie Gott einstens belohnen will; sondern Tugend ist an und für sich etwas Gutes; und wenn keine Hölle und kein Himmel wäre, so gäbe es noch Tugend, noch edle, schöne Thaten, die den Beyfall Gottes und jedes Gut-

gesinnten haben. Wenn kein Himmel und keine Hölle wäre: so bliebe dennoch die That des Menschenfreundes, der, wie Jesus, sein eigenes Leben aufopfert, um andere zu retten, eine schöne Tugendhandlung. Eben deßwegen belohnet ja Gott gute Thaten, weil sie etwas Gutes sind.

Laßt uns also nicht so eigennützig seyn, und das Gute nur um der Belohnung willen thun; denn da hätten wir ja eigentlich das Gute nicht lieb, sondern den Lohn, der dem Guten nachfolgt. Laßt uns besser gesinnt seyn, und die Tugend selbst lieben; nicht immer so mit Sehnsucht an den Lohn denken, wenn wir was Gutes zu verrichten haben; einem Christen sey es genug, daß wir den Willen Gottes thun, wenn wir unsre Pflicht erfüllen. Der Lohn bleibt ja überdieß nicht aus; die Wahrhaftigkeit Gottes ist uns Bürge dafür. Die Liebe gegen den Allgütigen, die Ehrfurcht gegen seinen heiligsten Willen, der dieß und jenes von uns fordert, nur dieß sey uns Antrieb und Ermunterung, unsere Pflicht zu üben, und so viel Gutes zu thun, als wir können. — Doch, l. Z.! damit will ich nicht so viel gesagt haben, als wenn wir uns nie durch die frohe Hoffnung einer künftigen Belohnung im Himmel, zu guten Thaten ermuntern dürften. Es wird uns oft zu schwer, das Gute um sein selbst willen zu thun; es kostet uns oft einen harten Kampf, um der Rechtschaffenheit und Tugend willen ein sinnliches Vergnügen, oder einen zeitlichen Gewinn fahren zu lassen; und da dürfen

wir uns schon mit der künftigen Belohnung im Himmel, die uns für jeden irdischen Verlust schadlos hält, beruhigen.

II. Theil.

Ihr wisset es alle, denn euer eigenes Bewußtseyn sagt es euch, daß man manches sinnliche Vergnügen, manchen zeitlichen Gewinn aus den Händen lassen muß, wenn man ein reines Gewissen erhalten und unsträflich vor Gott wandeln will Die Tugend kostet manchen harten Kampf; die sinnlichen Begierden und unser Gewissen, das Gesetz der Vernunft, das Gesetz Gottes, kommen nur zu oft bey uns in Widerspruch mit einander. Der arme Mann gehet vor dem Acker des Reichen vorbey, und sieht die schöne Frucht; er möchte so gern etwas davon haben; er könnte auch vielleicht unbemerkt einen Theil an sich bringen; aber sein Gewissen erlaubt es ihm nicht, das ihm zuruft: „es ist Pflicht, jedem das Seine zu lassen.“ Der arme Mann muß also seine Begierde nach fremden Gute unterdrücken; und wird ihm das so leicht? Nein! es wird ihm sehr schwer; aber es wird dem Armen viel leichter werden, seine Begierde nach fremden Gute zu ersticken, wenn er bey sich denkt: arm und ehrlich ist besser, als mit Ungerechtigkeit reich werden; denn den Gerechten belohnt Gott, und dem armen Betrieger und Diebe entgeht auch das wenige wieder, was er mit Unrecht an sich gebracht hat; er macht sich überdieß noch der bessern Güter des Himmels,

des bessern Lohnes, den sich der gewissenhaft-ehrliche Mann zu versprechen hat, verlustig. Zeitlich arm und ehrlich, macht ewig reich. Selig sind die Armen am Geiste, sagt Jesus, denn ihre ist das Himmelreich. Wie viele Fälle könnte ich euch noch anführen, wo man entweder seine Rechtschaffenheit oder ein sinnliches Vergnügen, einen zeitlichen Gewinn, muß fahren lassen! Herodes hatte seines Bruders Frau zum Weibe, weil sein Herz an ihr hing; er machte wenig aus Recht und Unrecht; hätte aber der wohllüstige König sein Gewissen bedenken, hätte er unsträflich nach dem Gesetze leben wollen, was hätte er thun müssen? Seines Bruders Weib von sich lassen, wenn es ihm auch noch so lieb gewesen wäre. Wie mancher Ehegenosse ist vielleicht mit seinem Weibe, und wie manches Weib mit dem Manne nicht zufrieden. Beyde wünschen vielleicht, nicht an einander gefesselt zu seyn, oder auch bey ihrer ehelichen Verbindung noch eine andre Wahl zu haben. Allein, da dieß nun einmahl mit gutem Gewissen nicht geschehen kann: so muß die heftigste Begierde nach anderweitiger Befriedigung, wenn auch die Gelegenheit noch so günstig wäre, auf immer unterdrückt werden. Das ist nun freylich nicht so etwas leichtes, aber es ist nichts unmögliches; und selbst diese Überwindung wird dir nicht zu schwer ankommen, wenn du an den ewig bessern Lohn denkst, der deiner im Himmel wartet, wenn du, aus Gehorsam gegen Gott und deine Pflicht, deiner Begierde hier etwas versagest. Um einer ewig bessern

Freude willen, darf ich doch eine kleine Lust dieser Erde fahren lassen. Die ewige Seligkeit im Himmel ist doch wahrlich nicht zu theuer erkauft, wenn wir um ihretwegen eine vorübergehende Sinneslust hingeben. Wie manche andere Begierde regt sich noch in der Brust des Jünglings, des Mannes und des Greises, die nicht gestillet werden kann und darf, ohne seine Rechtschaffenheit aufzuopfern! Die Stimme des Verführers spricht z. B. der Unschuld Liebkosungen zu, um sie zum Nachtheile eines guten Gewissens, für sich zu gewinnen. Was ist hier anders Noth, als der Versuchung mit aller Kraft zu widerstehen! Wird dazu der Gedanke nicht recht vieles beytragen: lerne ich hier etwas meiden, mir etwas versagen, so gibt mir Gott einst bessere Freuden, die Freuden des Himmels. Die dem Heilande nachfolgten, um Gutes von ihm zu lernen, und Gutes mit ihm zu stiften, verließen Haus und Gut und Weib und alles, was sie zu Hause lieb hatten. Wenn ihr fraget: Wie konnten sie dieß? so antworte ich: Erstens, aus Liebe für Jesu; und dann, mit der Hoffnung, für das alles, was sie auf der Erde hingaben, durch himmlische Belohnung einst schadlos gehalten zu werden; denn der Heiland hatte ihnen mehr als einmahl gesagt: ihr, die ihr mir nachfolget, sollet das, was ihr hier verloren habt, zu seiner Zeit hundertfach wieder bekommen. Jene jüdische Mutter, die mit ihren sieben Kindern eher ihr Leben lassen, als gegen die Vorschrift ihres Gesetzes Schweinefleisch genießen wollte, wodurch stärkte sie sich zu

dieser großen Überwindung? Sie hieß ihre Kinder gen Himmel sehen, und mit der frohen Erwartung der himmlischen Seligkeit, unterwarfen sich die Kleinen gern, ruhig und getrost dem ungerechten Tode des Würgers. Und hätten wir wohl so viele Heiligen, so viele Märtyrer, die um der Tugend willen ihr Leben hingaben, wenn ihnen nicht die frohe Hoffnung des ewigen Lebens, die Aufopferung des Zeitlichen ihnen leicht gemacht hätte? Sehet so viel vermag die Erinnerung an himmlische Belohnungen! So kann sie uns stärken, jede Versuchung zu überwinden, jede Versuchung zu überwinden, jede Beschwerde zu übernehmen, ja, in den Tod selbst zu gehen! Der rechtschaffene Christ ist demnach gar nicht darüber bekümmert, daß er auf der Welt um seiner Tugend willen nicht alles genießen, nicht alles besitzen kann; manches Vergnügen, manchen zeitlichen Gewinn bloß seiner Rechtschaffenheit zu Liebe muß fahren lassen. Er folgt dem Rathe des Heilandes: sammelt euch Schätze im Himmel, an denen weder die Würmer nagen, noch die Motten fressen. Der rechtschaffene Vater läßt also jeden Gewinn aus den Händen, welchen er sich vielleicht auf Kosten seines guten Gewissens machen könnte; denn er ist überzeugt, daß es besser sey, hier einige Groschen, als dort den ewigen Lohn des Himmels einzubüßen. Der Handelsmann verabscheut jeden Betrug, weil er überzeugt ist, daß er sich selbst um weit mehr für die Zukunft, als seinen Nächsten auf dieser Welt betriegt. Dem Jüngling wird es leicht, die stärkste Ver-

suchung, die größte Begierde nach unerlaubten Lüsten, zu überwinden, weil er weiß, daß nur zu den Frommen gesagt ist: Selig sind die, welche ein reines Herz haben, denn nur sie werden Gott anschauen. Den heiligen Märtyrern, die wir heute auch als Freunde Gottes verehren, durften die heidnischen Vorsteher Gold und Silber, prächtige Hausgeräthe und blendende Schönheiten anbiethen, das alles überwältigte sie nicht; sie wollten lieber durch ihre Standhaftigkeit im Guten, den ewigen Lohn des Himmels, als durch eine schändliche Schwachheit die Geschenke der Erde verdienen.

Zum Beschlusse wiederhohle ich das noch einmahl in kurzem, was ich euch nun weitläufiger gesagt habe. Ersters gewöhnt euch daran, das Gute, so ihr thut, mehr aus Liebe gegen Gott, aus Ehrfurcht gegen seinen heiligsten Willen, als aus Verlangen nach himmlischer Vergeltung, zu thun. Denn nur das, was man aus Liebe gegen Gott, aus Ehrfurcht gegen seinen heiligsten Willen, thut, ist eigentlich gut. Was man um des Lohnes im Himmel willen thut, ist mehr eigennützig, als gut und tugendhaft gehandelt. Die Vergeltung für jede gute That bleibt ja ohnedieß nicht außen; denn Gott nimmt sein Wort nie zurück, wie Menschen — Doch kann es hier und da, wo wir um der Tugend willen ein sinnliches Vergnügen oder einen zeitlichen Gewinn müssen fahren lassen, und uns beydes sehr hart ankömmt, um unserer Schwachheit willen rathsam, ja nöthig seyn, uns an den verheißenen Lohn im Him-

mel zu erinnern, mit welchen uns Gott einstens für das schadlos halten will, was wir hier der Tugend und ihm zu liebe, haben fahren lassen. Wenn es also bey euch darauf ankommt, zwischen Tugend und sinnlichen Vergnügungen oder einem zeitlichen Gewinn, zu wählen, weil beydes nicht mit einander bestehen kann, was kann euch stärker antreiben, lieber das unerlaubte Vergnügen oder den zeitlichen Gewinn, als eure Rechtschaffenheit, zu lassen: was kann euch stärker dazu antreiben, als die Erinnerung, daß ihr im Grunde gar nichts dabey verliert, wenn ihr euer gutes Gewissen dem unerlaubten Gewinne vorzieht, weil euch dieser kleine irdische Verlust durch die himmlische Vergeltung zum Überflusse soll ersetzt werden; daß ihr aber unendlich mehr verlieret, als gewinnt, wenn ihr lieber zu der unerlaubten Vergnügung oder dem ungerechten Gewinne greifet, als eure Tugend und Unbescholtenheit zu erhalten sucht. Wenn ich rechne, daß ich hundert Thaler gewinnen kann, wenn ich sechs Kreuzer hingebe: wäre ich nicht ein Thor, wenn ich dieß nicht eingehen wollte? Und ist die ewige Seligkeit gegen jedes zeitliche Vergnügen, gegen jedes irdische Gut, nicht unendlich mehr als hundert Thaler gegen sechs Kreuzer? Das haben alle Heiligen wohl eingesehen, und wohl bedacht. Und das müsset auch ihr bedenken, wenn ihr dahin kommen wollet, wo alle Heiligen schon längstens, ohne alle Furcht vor Trübsal und Verdruß, vor Tod und ewigem Leiden, die höchste Seligkeit genießen. Amen!

Eine andere Predigt am Feste aller Heiligen.

Das Beyspiel so vieler Heiligen, die durch den Glauben an das Christenthum selig wurden, muß uns zur Nacheiferung erwecken.

Text.

So laßt uns also auch bey der großen Menge von Beyspielen, die wir haben, jedes Hinderniß, das uns aufhält, und jede Sünde, die uns umgibt, bey Seite räumen; und mit Ausharren dem uns vorgesteckten Ziele entgegen eilen. Hebr. XII. 1.

Der heilige Paulus will in seinem Briefe an die Hebräer die Judenchristen im Glauben stärken, und sie zum stärksten, unwandelbarsten Vertrauen auf Gottes Wort und seine Verheißungen, ermuntern. Daher erzählt er ihnen im ganzen zweyten Kapitel, welche große Dinge von je her durch den Glauben schon ausgerichtet worden seyn. Der Glaube, sagt er, lehrt uns, daß die Welt durch Gottes Wort gemacht sey, und daß aus dem Unsichtbaren etwas Sichtbares wurde. Durch den Glauben machte Abel sein Opfer Gott angenehmer als Kain, und erhielt das Zeugniß eines gerechten Mannes. Durch den Glauben wurde Henoch der Erde entnommen. Durch den Glauben wurde Noe vom allgemeinen Untergange ge-

rettet. Abraham ging in Vertrauen auf Gott hin, zu vollbringen, was ihm von Gott geheißen war. Und alle nach ihm starben im glaubigen Vertrauen, unerachtet an ihnen die Verheißung noch nicht erfüllet war. Auf diese Weise werden nun im eilften Kapitel alle die der Reihe nach angeführt, die durch den Glauben sich Gott gefällig machten, und schon auf dieser Erde große Dinge ausrichteten, und mit großen Hoffnungen selig diese Erde verließen. Dann wird die Vortrefflichkeit des wahren Glaubens und des christlichen Vertrauens über alles erhoben. Die Christen werden ermahnt, nach dem Beyspiele so vieler braven Männer des Alterthums, welche durch den Glauben so viel Großes und Gutes thaten, und so sehr von Gott belohnt wurden, ebenfalls im christlichen Glauben und hoffnungsvollen Vertrauen auf Gottes Wort und Verheißung, sich immer stark und unwandelbar zu bezeigen. Nichts anderes sagen ja die Worte des Textes: **So laßt uns also auch bey der großen Menge von Beyspielen, die wir haben, jedes Hinderniß, das uns aufhält, und jede Sünde, die uns umgibt, bey Seite räumen, und mit Ausharren dem uns vorgesteckten Ziele entgegen eilen.**

L. Z.! Diese Aufforderung kann ich nun heute, und besonders in diesem unserm Zeitalter, wo es so vielen am Glauben mangelt, an euch wiederhohlen. Ich will mich auch, wie Paulus, auf das Beyspiel der Heiligen Gottes, unserer christlichen Kirche berufen.

I. Alle Heiligen unserer Kirche sind selig geworden in und durch den Glauben an das Christenthum.

II. Möchte uns doch ihr Beyspiel im Glauben an das Christenthum stärken.

I. Alle Heilige unserer christlichen Kirche sind in und durch den Glauben an das Christenthum selig geworden. Jeder Märtyrer, vom Entstehen des Christenthums an, bis zur letzten Verfolgung vor dem ersten christlichen Kaiser, Constantin dem Großen, vergoß sein Blut im Glauben an das Christenthum, und aus Liebe gegen den Urheber desselben, Jesum. An allen Heiligen Martyrern, deren Anzahl uns lange nicht bekannt, hat sich die große Kraft des christlichen Glaubens, wie sie im Briefe an die Hebräer beschrieben ist, vollkommen bewiesen. Durch den Glauben kann man von ihnen sagen, haben sie Reiche überwunden, Gerechtigkeit ausgeübt, die Verheißung erlangt, Löwen ihre Rachen geschlossen, Feuerströme ausgelöscht; durch den Glauben sind sie spitzigen Dolchen entgangen, von Krankheiten genesen, im Kriege muthig gewesen, haben fremden Völkern ihre Lager bestürmt. Andere haben zwar durch den Glauben nicht so vieles Glück auf der Welt gemacht, mehr nur ihr künftiges Heil gesucht; sie haben zwar, wie es in eben diesem Briefe an die Hebräer heißt, sich nicht von zeitlichen Trübsalen befreyet, sich aber doch eine weit bessere Belohnung verschafft; sie sind verspottet und gepeitscht in Banden und Ker-

ker geschleppt worden; sie sind gesteinigt, verstümmelt, verfolgt durchs Schwert umgekommen; sie sind in haarnen Säcken dürftig, beängstigt und geplagt, einhergewandelt. Die Welt war ihrer nicht würdig; in Einöden, auf Bergen und in Felsenklüften irrten sie umher. Alle diese sind durch den Glauben bewährt worden. Die Verheißung ist zwar an ihnen hier nicht erfüllt worden, aber Gott hat etwas besseres für sie veranstaltet.

So ganz, l. Z.! paßt also dasjenige, was von den braven Männern des Alterthums gesagt ist; denn zu allen Zeiten gab es Freunde der Wahrheit, und Anhänger eines wahren Glaubens, auf die Martyrer unserer Kirche. Sie alle sind durch den Glauben an das Christenthum bewährt worden.

Eben so haben denn nun auch andere Bekenner des christlichen Glaubens, ebenfalls durch den Glauben an das Christenthum ihr Ziel erreicht. Der Glaube an dasselbe machte sie zu sittlich guten Menschen, zu aufrichtigen Freunden, zu wahren Wohlthätern und getreuen Arbeitern in ihrem Berufe. Durch den Glauben an das Christenthum lebten sie gut und untadelhaft und durch eben diesen Glauben starben sie froh, und mit der gewissen Hoffnung himmlischer Vergeltung.

Wenn auch einige Heilige mehr thaten, als der Glaube an das Christenthum forderte, wenn sie auch ihre Strenge weiter trieben, als es nöthig gewesen wäre; wenn sie gleich an Sachen hingen,

die

die eben nicht zum Christenthume gehören: so irreten sie sich doch nicht in der Hauptsache desselben; denn alle Heiligen waren doch immer mit einer wahren, aufrichtigen, uneigennützigen Nächstenliebe beseelt, und die Liebe und das Vertrauen zu Gott ging vollends bey ihnen über alles. Durch den Glauben an das Christenthum erhielten sich tausend Jungfrauen und Jünglinge bey ihrer Unschuld, und nahmen die Blüthe derselben wieder mit in ihr Grab. Im Himmel sollen sie nun alle dem Lamme nachgehen, und singen ein Lied, das niemand sonst singen darf.

Durch den Glauben an das Christenthum haben gottselige Witwen ihrem Stande Ehre gemacht, und ihrem Geschlechte ein gutes Beyspiel gegeben. Durch den Glauben an das Christenthum hat sich der Verehrer des einzigen wahren Gottes, nicht zur Unvernunft der Abgötterey verführen, der Unterthan nicht zur Untreue gegen seinen Herrn, der Diener der Kirche und des gemeinen Wesens, nicht zur schändlichen Häucheley und zur Ungerechtigkeit, der Soldat nicht zu Grausamkeiten und zu unmenschlichen Mißhandlungen von schlechten und tyrannischen Königen, mißbrauchen lassen. Kurz, der Glaube an das Christenthum hat zu allen Zeiten die besten, rechtschaffensten Menschen, die zufriedensten und getreuesten Bürger gemacht. Der Glaube an das Christenthum hat zu allen Zeiten Menschen ihr Leben versüßt, und ihnen den Tod ganz erträglich, ja, erwünscht gemacht. Möchte also doch das Beyspiel so vieler heiligen Menschen auch uns im Glauben

an das Christenthum stärken, es würde gewiß auch bey uns die nähmlichen Früchte hervorbringen.

II. Vieler Christen Glaube hat in unsern Tagen entweder sehr abgenommen, oder er ist ganz verschwunden. Man legt dem Christenthume den Werth nicht mehr bey, den es nähmlich hat, und die Achtung desselben ist sehr gesunken. Allein, laßt das immer seyn, ihr standhaften Verehrer des Christenthums! ihr habt deßwegen noch gar keinen vernünftigen Grund, das Christenthum weniger zu achten, weil so viele dasselbe verachten. Hat nicht auch das Laster mehr Anhänger, als die Tugend? Ist aber deßwegen das Laster ehrwürdiger, als die Tugend? Verdient der Schurke darum mehr Achtung, als der ehrliche, rechtschaffene Mann? Wenn gelehrte Köpfe das Christenthum verachten: so haben sie entweder ein böses Herz, oder sie sind voll stolzen Eigendünkels, und glauben etwas besser zu wissen, als die übrige Welt; oder sie kennen das Christenthum nicht recht, oder die Mißbräuche machen ihnen auch die gute Sache verhaßt; oder das Christenthum will nicht recht in ihre Grundsätze von bürgerlicher Verfassung passen; und im Grunde gilt die zeitliche Glückseligkeit mehr bey ihnen, als die sittlichgute Beschaffenheit des Volks, ungeachtet es eine ausgemachte Sache ist, daß ohne Sittlichkeit gar keine bürgerliche Glückseligkeit statt finden kann. Wenn der große unbändige Haufe das Christenthum verachtet, so darf euch das noch weniger irre machen; denn der verachtet das Christenthum nicht aus vernünftigen Grün-

den, sondern aus Leichtsinn, aus Unbändigkeit, aus Mangel an sittlicher Herzensgüte. Wer das Christenthum verachtet, der ist sicher ein Feind aller Religion, und dem sind gemeiniglich Recht und Unrecht, Tugend und Laster gleichgültige Dinge.

Möchte euch also doch das Beyspiel so vieler Heiligen unserer Kirche, die alle in und durch den Glauben an das Christenthum selig geworden sind, im Glauben an das Christenthum stärken! Den Weg l. Z.! den ihr als Christen gehet, der führet zum Heile. So viele sind euch auf diesem Wege voran gegangen, und sie lebten zufrieden auf dieser Erde, und starben froh und selig. Wer sollte einen so sehr gebahnten Weg nicht lieber gehen wollen, als einen andern unbekannten, von dem man nicht weiß, ob er zur ewigen Glückseligkeit oder zum Verderben führet? Schauet doch hin auf so viele Märtyrer, die im Glauben an das Christenthum gerne und muthig selbst ihr Leben aufopferten. Schauet hin auf so viele heilige Wohlthäter der Menschheit, die im Glauben an das Christenthum Gut und Leben für ihre Brüder opferten! Sehet da einen heiligen Bischof, wie er da seinen eigenen Mantel zur Bedeckung der Armen hingibt, und mit so vielen Armen sein Brot theilt! O, wie viele große, gute Menschen, hat der Glaube an das Christenthum gemacht! Könnet ihr also das Christenthum verachten: so müssen euch gute und schöne Thaten, schlechte und nichtswürdige Handlungen, einerley seyn. Lasset euch doch also den Glauben eurer Väter nicht nehmen; dieser Glaube hat sie heilig und selig gemacht. Man kann

euch für das Christenthum nichts besseres geben, wenn man euch das auch versprechen wollte. Wenn auch ein Engel vom Himmel käme, sagt Paulus, und brächte euch ein anderes Evangelium, als das ich euch im Nahmen Jesu geprediget habe, so glaubet ihm nicht. — O, so lasset uns also bey der großen Menge von Beyspielen, die wir an den Heiligen unserer Kirche haben, jedes Hinderniß, das uns aufhält, und jede Sünde, die uns umgibt, bey Seite räumen, und mit Ausharren dem uns vorgesteckten Ziele entgegen eilen. Amen.

Am 24. Sonntage nach Pfingsten.

Von dem rechten Vertrauen auf Gott.

Text.

Es traten die Jünger zu ihm, weckten ihn auf, und sagten: Herr, hilf uns, wir gehen sonst zu Grunde. Matth. VIII. 25.

So wie jeder Umstand, jeder Vorfall in der Lebensgeschichte Jesu merkwürdig und lehrreich für uns ist, so ist es auch die Geschichte in dem heutigen Evangelium. Der Heiland schläft ganz ruhig auf dem Schiffe, ohne Zweifel sehr müde, von vielen Reisen und Arbeiten. Ein Sturmwetter auf der See weckte ihn entweder nicht auf, weil er zu tief schlief, oder er stellte sich schlafend, um seine Jünger zu prüfen, was sie in der drohenden Gefahr wohl anfangen würden. Die Jünger fürch-

teten sich nun recht, wie furchtsame Judenseelen. Daß man sich im Sturme des Meeres fürchtet, ist freylich sehr natürlich. Daß aber die Jünger Jesu bey der Gegenwart ihres Herrn, der so viele große Thaten unter ihren Augen schon verrichtet hatte, sich fürchteten, zeigte an, daß sie damahls noch sehr schwache, vergessene und kleinmüthige Leute waren. Darum verdienten sie auch den Vorwurf des Heilandes: Ihr Schwachgläubigen, ihr Muthlosen, warum fürchtet ihr euch so sehr? Damit wollte nun der Heiland ohne Zweifel so viel sagen: Euer Vertrauen auf mich und meinen Vater, ist wahrlich noch sehr schwach! Ich habe schon so große Dinge unter euern Augen gethan, daß ich meinen sollte, schon meine Gegenwart sollte euch genug seyn, um euch in jeder Gefahr Muth einzuflößen. Allein, so weit seyd ihr noch nicht gekommen; ihr seyd fast noch immer die alten furchtsamen und schwachgläubigen Leute; es fehlet euch noch immer an Vertrauen. Hier, l Z.! haben wir nun auch eine Lehre für uns. Wir kommen zwar nicht in Lebensgefahr zur See; wir kommen auch nicht in Gesellschaft des Heilandes. Wir gerathen aber doch in manche Gefahr auf dem Lande unter den Augen Gottes. Wie manchen Unfällen sind wir ausgesetzt! Der Sturmwind kann uns das Haus einwerfen, die Gewässer aus den Wolken können uns überschwemmen, der Blitz kann uns treffen, Krankheiten und böse Menschen setzen uns in Lebensgefahr; kurz, solche furchtbare Zufälle, wie es der Seesturm für die Jünger war, können uns auch täglich aufsto-

ßen. Da gilt es nun unserem Vertrauen, unserer Festigkeit in der Ergebenheit an Gott, damit der Heiland nicht auch uns sagen möge: Was fürchtet ihr euch, ihr Schwachgläubigen? — Und da fehlen viele auf der einen oder auf der andern Seite. Entweder, sie vertrauen nur auf Gott, versäumen darüber alle eigene Hülfe, und das ist unvernünftig, das heißt sein Vertrauen zu Gott allzuweit treiben. Oder die Menschen legen in ihren Angelegenheiten das Vertrauen auf Gott ganz bey Seite, und verlassen sich nur auf eigene Hülfe, glauben sich allein helfen zu können; und das ist Gottesvergessenheit, Mangel an frommen Sinne. Leute von der einen oder der andern Art sollen nun zurecht gewiesen werden.

I. In Angelegenheiten des Lebens, sie mögen nun das zeitliche oder geistliche Wohl betreffen, so auf Gott vertrauen, daß man jedes eigenen Zuthuns, jeder eigenen Sorge überhoben zu seyn glaubt, ist vorerst unvernünftig. Und warum? Gott gab uns Verstand, Klugheit, Überlegungskraft, das wisset ihr; denn ihr habt auch eine Gabe davon bekommen. Zu was anderem hat uns nun Gott diesen Verstand, diese Leibes- und Seelenkräfte gegeben, als zu unserem Besten, zu unserer Erhaltung? Wenn wir sie nun nicht anwenden, keinen Gebrauch davon machen wollen, da wir uns doch damit helfen könnten, wie es beym blinden Vertrauen auf Gott geschieht, ist das nicht unvernünftig? Wenn ein Kind das Messer einmahl selbst gebrauchen, und sich das Brot schnei-

den kann: so gebt ihr ihm das Brot nicht mehr in die Hand. Eben so, wenn wir klug und verständig genug sind, uns selbst zu helfen: so will auch Gott, daß wir uns selbst helfen sollen, so weit wir nur können. Gott will nur da helfen, wo unsere Kräfte und Einsichten nicht hinreichen. Wo sich aber der Mensch selbst helfen kann, soll er es thun. Dazu hat er Hände und Füße, dazu hat er Verstand und Überlegungskraft, dazu hat er Leibes- und Seelenkräfte. Wenn wir krank werden: so wäre es Gott freylich ein Leichtes, daß er uns ohne Arzney jedes Mahl augenblicklich helfen könnte. Aber so wollte er es einmahl nicht einrichten; er ließ Kräuter und allerley Dinge wachsen, durch deren Gebrauch wir unsere Gesundheit selbst wieder herstellen können. So müssen wir es denn auch so machen, und müssen, sobald wir in eine Verlegenheit kommen, sobald uns eine Gefahr bevorstehet, mit dem Vertrauen auf Gott jedes Mahl unsere eigene Sorge und Arbeit verbinden; nicht da stehen und gegen den Himmel sehen, als wenn Gott einen Engel schicken müsse, um uns zu helfen, damit wir nur nichts zu thun bekämen. Wenn also ihr selbst oder euer Vieh krank wird; so vertrauet nicht bloß auf Gott, sondern thut auch eurer Seits das Nöthige; überlasset Gott nicht alles so geradeweg; denn wenn ihr selbst träge seyd: so will er nicht helfen; sondern denket etwa so bey euch: Ja, vertrauen will ich auf deine Vaterhülfe, o Gott! Du wirst mir helfen, wenn es rathsam für mich ist, davon bin ich überzeugt, weil ich so oft Vater

zu dir bethe und bethen soll; aber ich bin auch kein Kind, daß sich noch nicht regen, und nichts denken kann; ich habe auch Verstand von dir bekommen, gewiß zu meinem Besten; ich will ihn also dazu anwenden, und thun, was in eines Menschen Kräften stehet; das übrige sey dir, o Gott, gänzlich überlassen!

II. Andere fehlen gerade im Gegentheile; sie setzen alles Vertrauen auf Gott bey Seite, und glauben sich entweder selbst helfen zu können, oder wo nicht, so verzweifeln sie an aller Hülfe.

L. Z.! Gott bewahre euch vor dieser Gottesvergessenheit. Diese Sinnesart ist eines Christen ganz unwürdig. Erstlich ist es eine übertriebene Anmaßung und ein lächerlicher Stolz, wenn der Sterbliche so weit auf seine Kräfte bauet, daß er den allmächtigen Schöpfer darüber aus den Augen läßt. Kömmt denn zuletzt nicht alle Kraft und Hülfe von Gott? Was wären wir ohne ihm, dem Allmächtigen? Nicht einmahl Staub, geschweige denn vernünftige Menschen. Die Leute nach der Sündfluth hatten einmahl den lächerlichen Gedanken, Gott gleichsam trotzen zu wollen, durch Errichtung eines großen Thurms, wohin das Wasser nicht reichen sollte. Was wurde aus ihrem Unternehmen? Es vereitelte sich selbsten; und bis auf den heutigen Tag ist noch nichts dergleichen zu Stande gekommen. Wo Gott nicht will, l. Z! da richten alle menschlichen Kräfte nichts aus. Gegen Gott gibt es keine Festung stark genug, keine Dolche spitzig, kein Heer zahlreich und furchtbar genug. Hängt der Muth al-

ler, wie es der Fall oft ist, nur von einen Anführer ab: so sendet Gott seinen Todesengel, und der Anführer ist dahin, und mit ihm aller Muth, alle Stärke von tausend Streitern. Bey allem euern Verstande, bey allem euern Hülfsmitteln, die ihr in Händen habt, setzet also das Vertrauen auf Gott ja nicht bey Seite, und dieß schon darum, weil es doch Gott nur ist, der euch diesen Verstand und diese Hülfsmittel gegeben hat, und sie euch erhält; zweytens, weil Menschenkräfte ohne Gott nichts vermögen, und die Hülfe und der Segen Gottes doch dazu kommen muß, wenn das, was wir selbst zu unserm Besten thun, anschlagen und gute Wirkung thun soll. Merket euch den Spruch Pauli, der unsere Abhängigkeit von Gott so ganz ausdrückt: **durch ihn**, durch Gott nähmlich, **sind wir, in ihm leben und weben wir.** Wenn ihr euch das tief ins Herz präget, o so weiß ich gewiß, daß ihr in keinem Falle, wenn ihr auch noch so viele Hülfsmittel in Händen habt, das Vertrauen auf Gott bey Seite setzen werdet. Unser Heiland hatte von seinem Vater alle Gewalt bekommen; und doch glaubte er als Bevollmächtigter nichts ohne ihn ausrichten zu können; nie setzte er das Vertrauen zu Gott bey Seite. Vater! war sein gewöhnliches Gebeth, **gib deinen Segen, daß mein Wort viel Nutzen stifte; Vater, laß die nicht verloren gehen, die du mir anvertrauet hast.** Wenn er Todte erweckte, oder andere große Dinge that: so war sein Auge vorerst gen Himmel gerichtet; uns zum Beyspiele, 1 Z. ' daß, wenn wir Hülfe

brauchen, und thun, was wir können, wir dabey nie vergessen sollen, zu dem Allmächtigen im Himmel unser Vertrauen zu erheben. David war ein König, der vieles ausrichten konnte, denn er hatte viele Soldaten und die Liebe seines Volkes; und dennoch, wenn es darauf ankam, seine Feinde zu überwinden, so sah man ihn oft im Tempel des Herrn auf den Knieen zu Gott bethen: daß er ihn Muth und Stärke gegen seine Feinde verleihen möchte. Josua, der so viele Völker bezwang, vertraute Lebenslang auf den Herrn; er selbst war ein sehr muthiger und geschickter Heeresführer: und dennoch glaubte er, ohne den Beystand des Herrn nichts Großes ausrichten zu können. Wenn nun diese Männer, die so viel Verstand, Klugheit, und so große Stärke hatten, dennoch nie vergaßen, daß ein Gott im Himmel über ihnen sey, dessen Beystand sie zu allen ihren Unternehmungen nöthig hätten; wie wollen wir arme, schwache, so oft irrende Menschen, ganz allein auf unsere Kräfte bauen? Wie wollen wir das Vertrauen auf Gott bey Seite setzen? Nein, das ist lächerliche Anmaßung, das ist Gottesvergessenheit, wenn man Gott gleichsam übergehen, und alles selbst thun will. Euer Betragen in den künftigen Angelegenheiten eures Lebens sey also dieses: Behaltet Muth und Geistesgegenwart in Nothfällen; lasset eure Hände nicht unthätig sinken, sondern greift nach den Rettungsmitteln, die ihr in eurer Gewalt habt. Denket fein darüber nach, wie euch zu helfen seyn möge; fraget um Rath bey Andern; in Krankheiten brauchet die Hülfe des Arztes; dann ist eurer Vertrauen zu Gott vernünftig; und wenn auch die erwünschte Hülfe nicht kömmt: so habt ihr doch den Trost, das Eurige gethan zu haben; um so ruhiger könnt ihr euch dann der allwaltenden Fürsehung Gottes unterwerfen. Amen!

Ende des fünften Bandes.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

8° Th.

Bauernschmalen

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bauerschubert, Joseph,

Kurze Volkspredigten zum Unterrichte und zur Erbauung auf alle Sonn- und Festtage des katholischen Kirchen-Jahres

Bd.: 5.

Grätz 1802

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Th Pr 159 -5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11290130-6